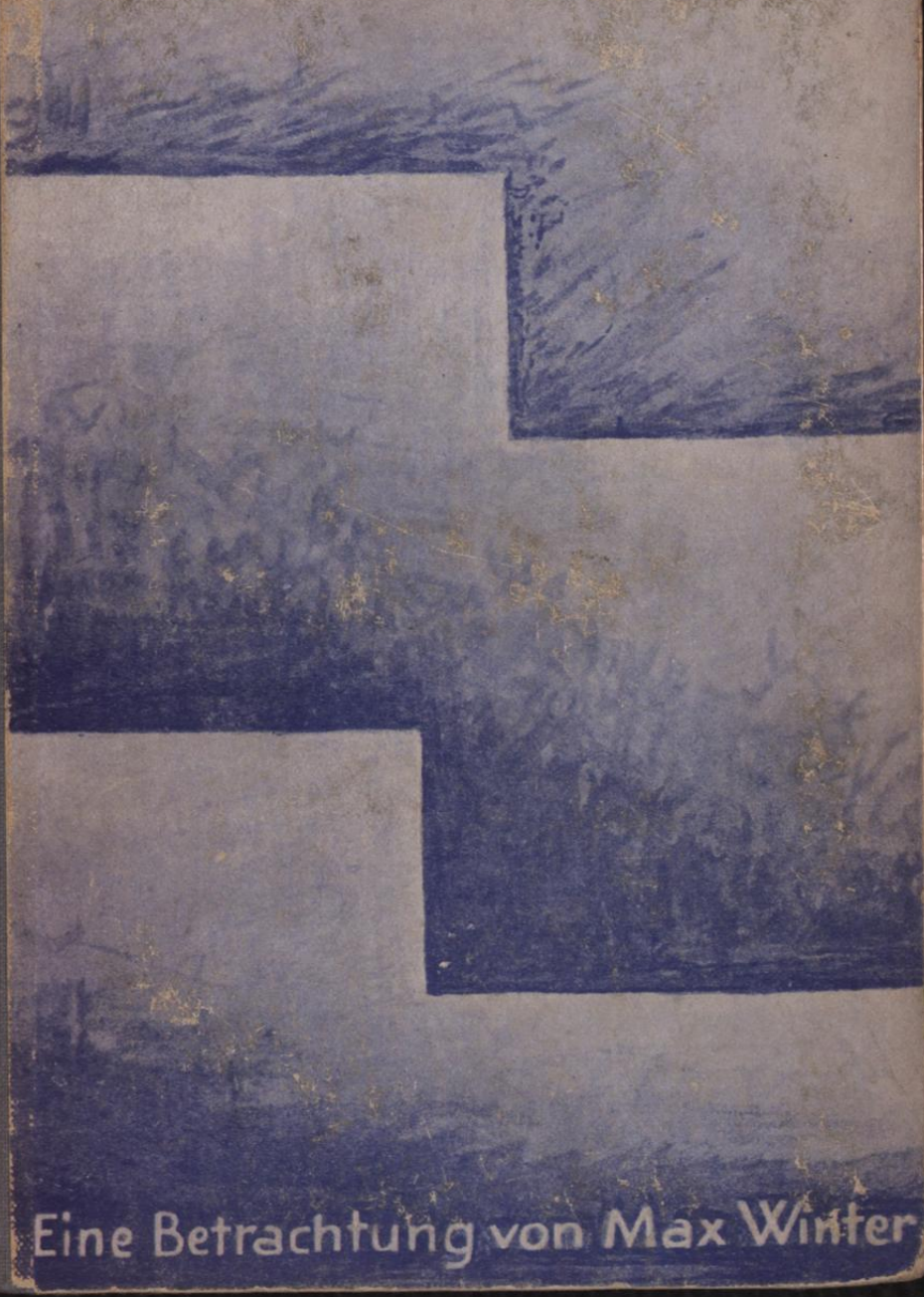
70999

Das Kind und der Sozialismus



Eine Betrachtung von Max Winter

Wiener Stadt-Bibliothek.
70449 A

V. m. E' üz +

Das Kind und der Kommunismus

Eine Bemerkung

von

[illegible]

J. H. W. Dietz Nachfolger
Berlin 1922

Das Kind und der Sozialismus

Eine Betrachtung

von

MAX WINTER

J. H. W. Dietz Nachfolger
Berlin 1924

Z. N. 104.999

Dem Andenken meiner Mutter

1840—1883

* * *

Wem es vergönnt war, tiefere Blicke in das Dasein des Kindes zu tun, dem wird es auch als eine dringende Aufgabe erscheinen, daß endlich einmal das Verhältnis des Sozialismus zum Kinde zur Erörterung gestellt werde. Zum Kind sagen wir und nicht etwa einschränkend zum proletarischen Kind. Wir Erwachsenen sündigen so viel am Kind und stellen uns auf der anderen Seite so wenig gegen die Sünden der ganzen menschlichen Gesellschaft am Kinde zur Wehre, daß schon aus diesem Grunde eine Auseinandersetzung mit der Aufgabe „Das Kind und der Sozialismus" nützlich sein wird, und zwar sowohl des Sozialismus in Ansehung einer ökonomischen und politischen Erscheinung, wie auch — und dies noch viel mehr — des Sozialismus als sittlicher Erscheinung und Kulturbewegung, die in ihren Bann immer weitere Schichten zieht, bis sie schließlich alle Gesitteten erobert haben wird. Diese Eroberung muß aber beim Kinde beginnen, und um so eher, je grausamer sich die kapitalistische Unkultur vornehmlich durch die Organe ihrer getreuen Dienerin, der Kirche aller Bekenntnisse, an dem Kinde versündigt. Der allbefreiende Sozialismus ist berufen, auch das Kind aus dem vieltausendjährigen Bann zu erlösen, der auf ihm und seiner durch andere bewirkten Einordnung ins Leben, was man dann Erziehung nennt, lastet.

Es ist ein weites Gebiet, das wir da durchwandern sollen. Zunächst wird es gelten, ganz vorurteilslos festzustellen, was ist. Dann wird das Ziel abzustecken und

schließlich der Weg zu suchen sein, auf dem das Kind aus dem Zustand herausgeführt werden kann, in dem wir es antreffen werden. Der Zustand des Kindes von heute: Nicht leicht ist das Feld abzustecken. Wieviel wird gegen das Kind schon im Mutterleibe gesündigt, ja, wieviel schon vorher. Das Mörderpaar Syphilis und Alkoholismus, wie oft schickt es seine willenlosen Knechte schon beim Zeugungsakt ins Feld! Was verbricht die dumme Schamhaftigkeit junger Mütter, die den Schnürleib zur Verdeckung ihrer Mutterschaft heranziehen, statt diese frei und stolz zu tragen? Was verbricht hier insbesondere die „ledige" Mutter, der es soziale und Familienrücksichten nahelegen, die Mutterschaft oft bis zum letzten Augenblick zu verbergen? In Oesterreich wurde erst in den Zeiten höchster Kriegsnot und des stärksten Geburtenrückganges daran gedacht, die ledige Mutter wenigstens durch die Anrede Frau gesellschaftlich zu schützen. Was verbrechen wir durch unsere Not an gesundheitlich entsprechenden Wohnungen am keimenden Leben? Was dadurch, daß wir die meisten jungen Mütter unaufgeklärt, völlig unvorbereitet in Schwanger- und Mutterschaft treten lassen, die meisten von ihnen noch belastet mit allerlei Köhlerglauben aus der schier unausrottbaren großmütterlichen Ueberlieferung. Die Schule gibt ihnen nichts mit und das Leben in der Regel nichts als die paar gewiß gutgemeinten mütterlichen Lehren und dazu die zweifelhaften Ratschläge gleichaltriger und gleich unerfahrener Freundinnen. Aber alle diese Gefahrenquellen sind im Verhältnis klein gegenüber der einen großen, wieviel am keimenden Leben von der Gesellschaft schon dadurch gesündigt wird, daß auch das Kind im Mutterleibe die sozialen Bedingungen mitzutragen hat, unter denen seine Mutter lebt. Das

Kind der Proletarierin ist schon im Mutterleib auf schmale Ration gesetzt, oft auf so schmale, daß es kaum lebensfähig dem Mutterleib entbunden wird. Darüber erzählt Rühle (Das proletarische Kind) wohlbelegte Beispiele, die freilich alle aus der holden Friedenszeit stammen, wo das Proletariat erst in die Vorschule des Hungerns geschickt wurde. Damals konnte ein Dresdner Arzt durch einjährige Beobachtung feststellen, daß eine Arbeiterin und eine Arbeiterfrau zusammen ungefähr so viel Eiweiß und Fett zu ihrer Ernährung aufwendeten als er selbst für seine. Wenn auch die während des Krieges zu besonderen Zugeständnissen bereite patriotische „Wissenschaft" herausbekommen hat, daß für eine Frau 2000 Wärmeeinheiten als Nahrungszufuhr genügen, gegen 3000 und mehr, die einem Manne zuzuwenden sind, so ergibt sich auch bei solcher Annahme ein Mißverhältnis, das um so größer wird, wenn so eine Arbeiterfrau oder so eine Arbeiterin auch noch eine Frucht unter dem Herzen trägt. Diese Frucht ist auch noch anderen Gefahren ausgesetzt. Denken wir z. B. daran, wie wenig sich so eine schwangere Hausgehilfin schonen kann, wie sie oft bis zum letzten Augenblick dienstbereit sein muß. Zeitlebens wird mir unvergeßlich sein, was ich als 14jähriger Junge in einem Wiener Wohnhause erlebt habe, in einem jener Häuser, wo man sich durch die Hoffenster gegenseitig in die Wohnungen schauen kann. Wir wohnten damals im zweiten Stockwerk, gegenüber im ersten eine Familie, die darum im Mittelpunkt des Hausklatsches stand, weil Frau und Hausgehilfin hochschwanger waren. Eines Tags trat nun das Ereignis ein. Um 6 Uhr morgens kam die Frau nieder und die treue Hausgehilfin leistete dabei noch gute Dienste, als sie selbst von Wehen überfallen wurde und eine Stunde später auch Mutter wurde. Vier Stunden später aber

stand die Hausgehilfin schon beim Trog und wusch die Windeln für beide Kinder. Seither sind wohl nahezu vierzig Jahre dahingegangen, aber um vieles besser ist das Los der Hausgehilfin nicht geworden, wenn sie Mutter wurde. Das Los der Hausgehilfin und der Arbeiterin! Viele Tausende gönnen sich noch nicht die Zeit für den Heilungsprozeß nach der Entbindung, sehr zum eigenen wie auch zum Schaden ihrer Kinder, denen sie sich selbst in den Wochen als Mütter nicht entziehen wollen, um dann oft genug bei längerem Siechtum auf die Erfüllung der Mutterpflicht verzichten zu müssen. Andere proletarische Mütter müssen ihre Frucht wieder durch die Art ihrer Arbeit gefährden. Man könnte hier gleichsam von einem „Arbeiterrisiko" des Embryos sprechen, besser vielleicht von einem Klassenrisiko. Mütter in chemischen Betrieben, die dort mit Bleidämpfen zu tun haben, bringen viel häufiger tote Kinder (ein Drittel aller Kinder) zur Welt als Schicksalsgenossinnen, die in anderen mindergefährlichen Betrieben arbeiten. (Rühle, Seite 47.)

Verfolgen wir mit der gleichen Objektivität das Leben des Säuglings, des Kriechlings, des Kleinkinds, des Schulkinds, so begegnen wir überall Irrtümern, Vorurteilen, Unzulänglichkeiten, Aberglauben, sozialem Unverstand und sozialen Uebeln, die tief verwurzelt sind in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und dem allen in solcher Fülle, daß wir an der Größe der Aufgabe schier verzweifeln müssen, hier Wandel zu schaffen. An unserem Nachwuchs sündigen alle: Die Mütter und Väter, die Aerzte und Hebammen, die Lehrer, die Gemeindeverwalter, die Wohnungstechniker, die Städtebauer, die Gesundheitsbehörden der Gemeinden, Kreise und Staaten, sündigt die dem Kapitalismus ergebene Gesellschaft als Ganzes. Das Kind ist nicht ihre erste, es ist sehr oft

ihre letzte Sorge. Damit sündigen aber alle auch an unserer Zukunft.

Da werden nun vor uns viele Fragen auftauchen und Antwort heischen. Wir werden uns mit gesundheitlichen und Erziehungssünden von Schule und Haus zu befassen haben, damit, ob man Kinder und wie man sie strafen soll, ob mit Schimpfworten und Prügeln oder auf andere Art. Wir werden uns das Verhältnis zwischen Kind und Arbeit, Kind und Gasse, Kind und Spielplatz, Kind und Spiel, Kind und Natur, Kind und Kunst, Kind und Sport, Kind und Reisen, Kind und Technik, Kind und sexuelle Aufklärung, Kind und Politik und noch manche andere Beziehungen des Kindes vor Augen zu führen haben. Wir werden uns fragen müssen, ob das Kind in der Familie oder in der Erziehungsanstalt besser geborgen sei, oder ob neue Formen zu suchen sein werden. Dabei werden wir tiefe Blicke in die heutigen Erziehungsanstalten tun; wir werden uns mit dem Kinde auf dem Lande zu beschäftigen haben und mit den geringen sozialen Hilfsmitteln, die dort auch der begüterten Familie bei der Erziehung ihrer Kinder zur Verfügung stehen, um uns dann das Ziel abzustecken. Es kann nur sein: Das Kind aus den tausendfachen Fesseln zu befreien, in die es Herkommen, Irrtum, Unverstand und kapitalistische Ausbeutung geschlagen haben.

Wie wir dieses Ziel erreichen? Das ist die letzte Frage, die dann Antwort fordert. Der Sozialismus wird uns Wegweiser sein. Wenden wir im Befreiungskampf für das Kind äußerlich dieselben Methoden an, wie sie sich der Sozialismus bei der Befreiung der Arbeiterklasse aus dem Joch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu eigen gemacht hat, so werden wir den rechten Weg gehen. Das heißt, wir müssen der Anarchie in der Aufzucht unserer Zukunft die Organisation gegenüberstellen, die

organisierte Vernunft, die organisierte Elternschaft, die organisierte Gesellschaft, die, wenn sie vom richtigen sozialen Instinkt geleitet ist, keine höhere Sorge haben kann als die eine: Wer wird morgen weiter an dem Werke der Menschwerdung derer bauen, die sich heute schon Menschen nennen? Wie haben wir sie auszustatten, wie sie körperlich und geistig zu rüsten, auf daß sie das Riesenwerk vollbringen können? Gebieterisch die Lösung fordernd, steht das Problem der Massenerziehung vor uns. Keine Wirtschaftsordnung, keine Zeit hatte es sich bisher zu stellen. Die sozialistische Zeit, der wir mit Riesenschritten entgegengehen, muß sich dieses Problem stellen und sie wird auch die Antwort finden. Wie alles in der Welt und insbesondere in der Bewußtseinswelt des Sozialismus wird diese Antwort nicht von einem einzelnen gefunden werden. Der einzelne kann nur die Frage aufwerfen und kann die bis zu seinen Tagen gemachte Gesamterfahrung aller vor uns und allen Zeitgenossen mehr oder weniger vollständig wiedergeben und dazu auch seine Meinung sagen, aber die Antwort auf die tausend offenen Fragen wird nur die Gesamtheit finden.

Alle, die es angeht, und das sind alle, seien aufgerufen mitzutun.

Auf der Reise Wien—Salzburg, 9. Oktober 1920.

Max Winter.

★ ★ ★

Das Kind und die Familie.

Was bietet die Familie dem Kinde? Vor allem etwas, was nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: die Mutterliebe. Ihr muß das hohe Lied gesungen werden. Ohne sie würden Millionen Kinder mehr frühzeitig ins Grab sinken, ohne sie würden hunderttausende Kinder mehr frühzeitig verderben und Schädlinge der oder Rächer an der Gesellschaft werden, die sich um sie so gar nicht bekümmert hat. Aber so Großes die Mutterliebe vollbringen kann, so unbegrenzbar ihre Opferfreude, ihr Hilfswille, ihre Hoffnung, ihr Vertrauen ist, alles vermag sie doch auch nicht. Vor allem vermag die Mutterliebe sehr oft nicht die Unerfahrenheit, die Dummheit, die Irrlehren zu besiegen, die oft auch diese Mutter auf den Weg mitbekommen hat. Träfe die Menschmutter nicht so wie die Tiermutter oft instinktmäßig das Richtige, so würden Unerfahrenheit und Irrmeinungen noch mehr Unheil stiften. Die Ursache, daß die Mütter so wenig wissen, ist eine soziale. Die Gesellschaft hat alle möglichen Schulen, die allgemeines Wissen vermitteln, geschaffen, sie hat für viele Zweige menschlicher Hand- und Kunstfertigkeit, der Technik, der Wissenschaften, des Handels und Verkehrs Fachschulen errichtet — nur gerade Mutterschulen kennt die Gesellschaft nicht. Wie ein Sessel zu bauen ist, das wird in Fachschulen gelehrt. Wie ein Kind von der Mutter zu betreuen ist, das lehren wir unsere Töchter nicht. Hie und da gibt es eine fürsorgliche Mutter, die ihre heranwachsende Tochter auf einige Zeit in einen Säuglingskurs schickt, damit sie dort wenigstens einige Handgriffe erlerne und vor den größten Irrtümern in der Aufzucht von Kindern bewahrt

werde. Aber in der Regel werden in solche Kurse nur solche geschickt, die sich die Säuglingspflege als Beruf ausersehen haben. Aber geht eine solche Tochter nach dem Säuglingskurs in einen Kleinkinderkurs, wirft sie Blicke in die „große Schule" oder in einen Hort? Die wenigen Besucherinnen der Fürsorgeschulen ausgenommen, hat wohl keine Frau diese allerbescheidenste Gesamterfahrung vor ihrem Eintritt in die Ehe sammeln können. Die meisten gehen in die Ehe höchstens von ihren Freundinnen aufgeklärt und auch heute gibt es noch immer Mütter, die geradezu stolz darauf sind, ihre Töchter möglichst unwissend in die Ehe zu schicken. Dem Mann soll durch solche Unschuld der Beweis der Unberührtheit der Tochter erbracht werden. Wenigstens für das Bürgertum und vielfach auch noch für das Kleinbürgertum gilt dies. Anders in der Arbeiterklasse, wo schon die Enge des Beisammenwohnens den heranwachsenden Töchtern so viel Erfahrungen und Einsichten vermittelt, wo diese insbesondere in kinderreichen Familien so viel Anschauungsunterricht über die herkömmliche Aufzucht der Kinder bekommen, daß die Mutter es später kaum nötig hat, der Tochter besondere Lehren zu geben; wenn sie ihr aber welche gibt, so sind sie auch auf kein Sonderwissen gestützt, sondern nur auf den Schatz an Erfahrungen, die die Mutter selbst übernommen und den sie erweitert hat.

Aber auch der Proletarierin täte die Mutterschule bitter not, ja noch mehr, sie wie jede Frau müßte ausnahmslos ein soziales Lehrjahr im öffentlichen Dienst durchmachen, lernend und arbeitend, um später lehren und helfen zu können. Die kapitalistische Gesellschaftsordnung hat den Zwang der Militärjahre hervorgebracht, die sich vorbereitende sozialistische müßte für alle jungen Menschen von 18 bis 22 Jahren ohne Unterschied des Geschlechts das soziale Arbeitsjahr im Dienste der Gesellschaft schaffen. Gegen Verpflegung und Kleidung, dort, wo Familienanschluß fehlt, auch gegen öffentliche Bequartierung und bescheidene Löhnung müßten diese jungen

Menschen in den Sozialdienst eingeführt werden und die Tüchtigsten unter ihnen gewönnen dadurch auch Anwartschaft auf Verwendung im öffentlichen Dienst. Staat und Gemeinde müßten sich ihr Beamtentum nur durch Menschen ergänzen, die das soziale Lehrjahr hinter sich haben. Sie gewönnen dadurch entsprechend vorgeschulte Kräfte für alle besonderen Hilfs- und Bewachungsdienste, für die Gesundheitspolizei ebenso wie für die Marktpolizei, für den Sicherheitsdienst, für die Schulaufsicht, für den Fürsorgedienst aller Art, von dem Mutterschutzdienst bis zur Säuglingspflege, von der Kleinkinderpflege bis zur Schulpflege und zum Hortdienst, aber sozial empfindende und handelnde Menschen auch für alle anderen Dienste. Die jungen Menschen könnten sich nach einer kurzen Einführung je nach Neigung die Dienste wählen, in denen sie den Rest des Probejahres verbringen wollen. Unerläßlich aber wäre für jeden, daß er während dieses Jahres Aufklärungen empfängt, die bestimmt sind, die einzelnen, die Familien, die Gesellschaft vorbeugend vor Ungemach zu schützen.

Die Vorbereitung der Aufzucht.

Hätten die Mütter und ihre Töchter, von denen wir vorhin sprachen, Sonderwissen, so würden sie vor allem darauf bestehen, daß sich der Zukünftige mit dem Zeugnis eines Spezialarztes ausweist, am besten mit dem Zeugnis einer Klinik, daß er geschlechtlich völlig gesund ist und daß in dieser Richtung keine Gefahr bestehe. Stellt die Frau aber ein solches Begehren, dann ist es nur billig, daß auch sie ein solches Zeugnis beibringt, was die Frau unserer Zeit, da wir überall schon Aerztinnen wirken sehen, auch nicht mehr aus falschem Schamgefühl ablehnen kann.*) Eine solche wissende Frau — und sie soll

*) In dieser Richtung wurde vom Wiener Städtischen Gesundheitsamte 1922 ein Vorstoß gemacht. Das Amt stellt jedem, der sich meldet, ein solches Zeugnis aus. Der Anreger war Professor Julius Tandler. Es ist zu hoffen, daß die Zahl derer, die sich freiwillig solcher Ehe-

wissen, ehe sie in die Ehe tritt — würde es auch vermeiden, sich dem Manne im Rauschzustande hinzugeben. Was das allein für ein Glück für die Menschheit wäre, das könnte jeder ehrliche Mensch — ob Mann, ob Weib — ersehen, wenn er die Gelegenheit wahrnähme, in Ausstellungen und Vorträgen die Wirkung von Syphilis und Alkoholismus im Eheleben kennenzulernen, oder wenn er gelegentlich einmal eine Idiotenanstalt besuchte und dort die im Rausch erzeugten Kinder einmal vor sich sähe. Solche Einblicke müßten allen jungen Menschen eröffnet werden. Die Arbeiterbildungsvereine und die Vereine junger Arbeiter unternehmen schon heute solche Führungen in Ausstellungen, die die Arbeiter-Abstinenten-Vereine in verdienstvoller Weise schaffen, und in derlei Anstalten; aber diese Tätigkeit erstreckt sich doch nur auf die größeren Orte, vielfach nur auf die Großstädte. Insbesondere die Wanderausstellung, die der österreichische Arbeiter-Abstinenten-Bund seit Jahren immer wieder in anderen Wiener Bezirken vorführt, sollte immer auf Reisen sein, jahraus, jahrein, und ein Wanderlehrer müßte mit ihr ziehen von Industriebezirk zu Industriebezirk, um die reichen Kenntnisse möglichst allen zu vermitteln, die ihrer bedürfen. Allmählich könnte so eine Ausstellung erweitert werden. Gelegentlich einmal müßte ihr auch eine andere Wanderausstellung folgen, wie auch Wien eine während der Kriegsjahre gesehen hat: Eine Wanderausstellung über die Menschenaufzucht. Das war eine sehr lehrreiche Ausstellung und es ist schade, daß sie nun irgendwo in Kisten verstauben und vermodern wird oder daß sie, was noch schlimmer wäre, vielleicht verschleppt wurde. In dieser Ausstellung wurde mit Ausnahme der Entwicklung im Mutterleibe, die noch im dritten Kriegsjahre im Ministerium des Innern als sittengefährdend empfunden wurde, die gesunde Aufzucht prächtig dargestellt

---

beratung unterziehen werden, bald so anwachsen wird, daß eine solche Untersuchung und Beratung jedem Ehelustigen zur sittlichen Pflicht werden wird. Neuestens bereitet auch die Stadt Wiener Neustadt die Eheberatung vor.

und dabei gezeigt, wieviel auf diesem Gebiete von den Großmüttern und Müttern, von den „weisen Frauen" und manchmal auch von Aerzten gesündigt wird, die nicht auf der Höhe geblieben sind. Die Ausstellung war von dem alten österreichischen Ministerium des Innern veranstaltet. Das deutschösterreichische Bundesministerium für Fürsorge und Volksgesundheit hätte eine dankbare Aufgabe, diese Ausstellung wieder als eine lebendig wirkende Kraft in den Aufklärungsdienst einzureihen. Eine ähnliche Wanderausstellung müßte zur Bekämpfung der Tuberkulose zusammengestellt werden. Auch sie müßte eine Lehrschule für die jungen Leute werden. Volkstümlich die Gefahr darzustellen, die die Vererbung der Tuberkulose für die Familie und über sie hinaus für die Gesellschaft bedeutet, wäre eine Tat. Der Versuch ist meines Wissens noch nicht unternommen worden. Diese drei Volksseuchen vor allem sind es, über deren grauenhaftes Wüten die geschlechtsreif gewordene Jugend aufgeklärt werden muß: Alkoholismus, Syphilis und Tuberkulose. Sie füllen mit ihren Opfern die Kerker, Irrenhäuser und Spitäler und nirgends wird des Dichters Wort grauenhafter zur Wahrheit als hier: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Gerade als gälte es, das Menschengeschlecht ewig in den bösen Bann dieser drei Erbfeinde zu schlagen — sind alle drei Uebel erblich und mehr als normale Menschen drängt es gerade die Träger dieser Uebel zur Fortpflanzung ihres Geschlechts.

Im Kampfe gegen diese Feinde der Menschheit ist die Mutterliebe allein völlig unwirksam. Sie kann warnen, sonst aber auch nichts tun, um das Unheil zu verhüten, das sie sehenden Auges heranschreiten sieht; sie kann ihr Kind nicht vor dem Verderben bewahren, außer sie läßt es auf tragische Konflikte ankommen. Anders sieht die Sache her, wenn der Mutter öffentliche Aufklärung zur Seite steht, wenn die höheren Schulen, das Beispiel der Arbeiterorganisationen nachahmend, wenn die öffentlichen Gewalten, Staat und Kreis, wie

der Arbeiter-Abstinenten-Bund und die Guttempler, wenn die Frauenvereine wie die Krankenkassen, wenn die Jugendschutzverbände wie die Gemeinden ihre Pflicht tun und nicht nur aufklärend wirken, sondern auch sonst alles tun, um dem heranwachsenden Geschlechte die Möglichkeit gesunder Entwicklung zu bieten. Auch dafür muß das soziale Dienstjahr Raum haben. Beispiel und Aufklärung sind das einzig dauernd Wirksame. Von Gesetzen, die das Erzeugen und Verkaufen von Alkohol verbieten, ist nicht viel mehr zu halten wie von Gesetzen, die Syphilitiker oder Tuberkulotiker von der Ehe ausschlössen. Es würde dann nur die Zahl der unehelichen Syphilis- und Tuberkulose-Kinder steigen, was das Unglück eher größer als kleiner machte. Die bewußte Uebertragung von Geschlechtskrankheiten ist als strafbare Handlung (Deutschösterreichisches Strafgesetz § 335 und § 411, Gefährdung der körperlichen Sicherheit in höherem und geringerem Grade) ohnehin nach den meisten Strafgesetzen zu ahnden, aber wohl nirgends ist schwerer als hier der Nachweis zu erbringen, wer die Krankheit übertragen hat und ob es ihm bewußt war, daß er sie schon oder noch übertragen konnte. Wie wenig Polizeigewalt im allgemeinen auszurichten vermag, sieht man in den Staaten, die das allgemeine Alkoholverbot als Gesetz kennen. In Amerika sind ganz neue Industrien entstanden, die sich nur damit befassen, den Haushalten Apparate zu liefern, mit deren Hilfe sie sich selbst das Bier brauen können. Rezepte und die Bestandteile des Gebräus liefern wieder andere, und so wie das Gesetz über die Fruchtabtreibung viele Aerzte nicht hindert, diese Handlung an Frauen — natürlich immer unter streng wissenschaftlicher Begründung —, manchmal auch aus sozialem Mitgefühl, nicht nur um des Geldlohns willen — vorzunehmen, so gibt es auch in Amerika genug Aerzte, die jederzeit bereit sind, den alkohollüsternen Kunden die Alkoholschätze der Apotheke zu öffnen. Das Alkoholtrinken ist erschwert, aber nicht unmöglich gemacht. Anders der Aufgeklärte. Er hat

sittliche Hemmungen, die im Laufe von Generationen durch unermüdliche Erziehung und durch gutes Beispiel so verstärkt werden können, daß wir mit ihm als dem eigentlichen Besieger der Uebel werden rechnen können. Freilich ein Tor, der vermeint, daß der ausgewachsene Mensch etwa dadurch, daß man ihn in Ausstellungen, Irren- oder Krankenhäuser führt und ihm dort die abschreckenden Folgen vor Augen führt, morgen vielleicht schon das Trinken lassen werde oder daß er, wenn er etwa Tuberkulotiker ist, die sittliche Kraft gewönne, sich selbst zu befehlen, wenn die Samentierchen in ihm zum Fortzeugungsakt drängen. Anders die Jugend. Wenn wir nur rechtzeitig das Erziehungswerk beginnen, so können wir vieler Erfolge schon in der Geschlechtsfolge sicher sein, bei der wir mit unserer Arbeit einsetzen. Ein Beispiel nur: Im Schloß Schönbrunn in Wien unterhielt der „Arbeiterverein Kinderfreunde", der die Kinder streng alkoholfrei aufzieht, ein Kinderheim. Mit diesen Kindern wurde ganz offen über die Gefahr des Alkohols gesprochen und ihnen Abscheu vor Rauschgetränken eingeflößt. Die Wirkung zeigte sich bald. Kaum ein Jahr nach Eröffnung des Heimes bat auf der Stiege eine Angestellte der Schloßverwaltung, die mit dem Heim nichts zu tun hat, ein 13jähriges Mädel, das im Heim lebte, das Kind möge ihm ein Viertel Wein holen. Die Antwort des Kindes, das auch gelernt hat, gegen Erwachsene jederzeit gefällig und hilfsbereit zu sein, lautete: „Wissen Sie denn nicht, daß Alkohol Gift ist? Und Wein ist Alkohol. Von mir können Sie alles haben, aber daß ich Ihnen Gift hole, das können Sie nicht begehren." Sprachs und ließ die verdutzte Alkoholfreundin stehen. Von diesem Kinde, das so wie die meisten Kinder dieser Gemeinschaft aus einer Arbeiterfamilie kam, wo es mit der Abstinenz sehr selten streng genommen wird, ist zu erwarten, daß es den Abscheu gegen den Alkohol als dauerndes Gut hinaus ins Leben nehmen wird und daß es sich, geschlechtsreif geworden, ebenso von dem Manne abwenden wird, dem, wenn er sich ihr liebend nahen

wollte, der Alkohol„duft" entströmt. Dieses Mädchen wird durch ihre Mitschuld nie Mutter eines Idioten werden, den die Eltern im Rausch gezeugt haben.

Aus dem Gesagten können wir ohne Zwang den Schluß ziehen, daß die Familie allein zu schwach ist, die Aufzucht der Nachkommenschaft vorzubereiten. Wir ersehen daraus aber auch, daß sich die menschliche Gesellschaft diese Aufgaben bisher noch gar nicht gestellt hat. Sie läßt die Dinge laufen wie sie wollen, und baut, einer schrecklichen Not gehorchend, immer Spitäler und Tuberkulösenheime und immer wieder neue Irrenhäuser und neue Kerker. An eine bewußte Vorbeugung gegen die Erzeugung und Erziehung neuer Alkoholiker, Syphilitiker und Tuberkulotiker denkt sie noch nicht. Wie sie anarchisch in der Warenerzeugung und -verteilung ist, so ist die kapitalistische Wirtschaftsordnung auch anarchisch bei der Menschenaufzucht und wenn es gilt, das Menschengeschlecht bewußt höher zu führen. Wie neben einem vollen Kleiderladen die Menschen nackend gehen, neben vollen Lebensmittelmagazinen die Menschen verhungern können, wie neben der Masse der Verhungernden einzelne sich überfüttern können, so daß sie im Gegensatz zur Masse, die Mastkuren nötig hätte, Entfettungskuren machen müssen, genau so hier. Einzelne durch Bildung oder ererbte Gesittung höher Gestiegene können für ihre Nachkommenschaft nach einer höheren Stufe der Gesittung streben, mit bescheidener Aussicht auf Erfolg können andere sich die Mithilfe sogar erkaufen durch Anstellung von Bonnen, Erziehern, Hofmeistern, Reisebegleitern für ihre Nachkommen, aber der Masse bleibt dieser Aufstieg versagt, wenn sie sich ihn nicht selbst erkämpft, und auch die wenigen, die unter bevorzugten Bedingungen den Weg zur Höhe gehen oder durch den Willen ihrer Erzeuger auf ihn geführt werden sollen, sind nicht davor gefeit, daß auch ihnen das Schicksal der Masse blühe. Um nur einige „berühmte" Beispiele in dieser Richtung heranzuziehen, so sei daran erinnert, daß der Sohn des vorletzten öster-

reichischen Kaisers, Kronprinz Rudolf, als 30jähriger sein Leben bei einem Alkoholexzeß einbüßte, daß der Vater des letzten österreichischen Kaisers, zu seinen Lebzeiten zweiter Thronanwärter, an Syphilis zugrunde ging, daß das Herz des letzten österreichischen Kaisers durch gewohnheitsmäßigen schweren Alkoholgenuß so geschwächt war, daß es der Ueberlastung bei der Lungenentzündung erlag, obgleich sein Träger noch so jung war, und endlich, daß sein Onkel, der vor ihm Thronanwärter war, Tuberkulotiker war. An den letzten drei österreichischen Kronprinzen und dem Prinzenvater Otto läßt sich schlagend beweisen, wie die soviel gepriesene „geheiligte" Ordnung des Kapitalismus außerstande war, sie vor dem Alkoholismus, vor der Syphilis und vor der Tuberkulose zu schützen. Wenn der kapitalistischen Wirtschaftsordnung solches Mißgeschick begegnet und sie außerstande ist, es abzuwenden — bei den Vieren ist gewiß alles versucht worden, sie vor den Uebeln zu behüten — so ist der Schluß erlaubt, daß es ihr noch viel weniger gelingen wird, die Masse vor diesen drei Seuchen zu erretten. Blind führt die kapitalistische Wirtschaftsordnung die Menschheit ins Verderben. Die Zahl der Alkoholiker, der Syphilitiker und der Tuberkulotiker ist im Steigen. Glaubt die öffentliche Gesundheitspflege einen Rückgang feststellen zu können, dann ist der Kapitalismus rasch mit der Katastrophe zur Stelle, die das abermalige Aufblühen der drei Volksseuchen verbürgt. Wie entsetzlich hat der Weltkrieg gerade diese Seuchen gefördert! Mit Pest und Cholera, Fleckfieber, Ruhr, Typhus und Blattern sind die Aerzte leichter fertig geworden als mit diesen alten Seuchen, die in ihren Nachwirkungen noch Jahrzehnte zerstörend wirken werden. Der alte Fluch muß sich von neuem erfüllen an den Kindern und Kindeskindern. Erst die sozialistische Wirtschaftsordnung wird die Masse bewußt auch von diesen Uebeln befreien: durch Aufklärung des lebenden Geschlechts, durch Vorbeugung für die künftigen Geschlechter, durch Erziehung. Das kann aber nicht gedacht sein als ein Reformwerk innerhalb

der kapitalistischen Ordnung. Sie erzeugt Tag um Tag von neuem die Bedingungen zur Ausbreitung dieser Seuchen — ihr durch Reform beikommen zu wollen, hieße Sisyphusarbeit leisten. Der kapitalistischen Unordnung ist der Wucher heilig, der Wucher mit Korn, mit Brot, mit der Wohnluft, mit allem, dessen die Menschen bedürfen. Ist es einträglicher, das Korn in Branntwein umzuwandeln als in Brot, so wird es geschehen — ohne Rücksicht darauf, ob der Masse statt Nahrung Gift geboten wird, ohne Rücksicht darauf, ob dadurch neue Scharen dem Alkoholismus und der Verelendung zugeführt werden. Die Verelendung führt dazu, daß sich die Menschen immer weniger Wohnlust kaufen können, immer mehr Menschen kriechen in einem Zimmer zusammen. Nicht immer Verwandte. Oft auch wohnen ganz fremde Menschen beisammen, inmitten der Familie auch Schlafburschen und Schlafmädchen. Die Enge des Beisammenwohnens ist eine fürchterliche Gelegenheitsmacherin. Sie fördert mächtig die Syphilis. In der Wiener Syphilisenquete („Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", Band IX, S. 314 ff.) im Jahre 1908 konnte ich, als Experte einvernommen, gerade dazu einiges über Wien berichten.

„Aus der Quelle der hohen Mieten und der Not an Wohnungen entspringt das Bettgeher- und Aftermieterwesen, das zur weiteren Folge wieder das enge Beisammensein der Menschen hat, und man glaubt gar nicht, eine wie große Masse hier in Gefahr kommt, in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Die Masse zerfällt in zwei Gruppen, in die Gruppe der Wohnungsinhaber und ihrer Familie und in die Gruppe der Bettgeher (Schlafburschen) und Aftermieter. Sehen wir uns nun die Zahlen der Volkszählung vom Jahre 1900 an. Es wurde die in Wohnungen anwesende Bevölkerung aufgenommen. Diese ergab die Gesamtzahl von 1 363 000 Wienern gegenüber einer tatsächlichen Bevölkerungszahl von 1 674 000 Seelen. Von der Bevölkerung von 1 363 000 wohnten — ich will da drei Gruppen unterscheiden — in

einem Raum zwischen 8—11 Personen, also sehr beengt 14 589 Wiener, in einem Raum 4—5 Personen, also beengt 266 454 Wiener und in einem Raum 2—3 Personen, also minder beengt, aber noch schlecht 310 884 Wiener, das macht zusammen 591 927 Wiener. Man muß auch die letzte Gruppe zu den schlechten rechnen, weil unter einem Raum immer auch die Küche mit verstanden ist und die Küche gemeiniglich nicht als Wohnraum gilt. Wenn man sich die Zahl von 591 927 Wienern auf die tatsächliche Zahl der damals ortsanwesenden Bevölkerung von 1 674 000 umrechnet, so erhält man, wenn man dasselbe Verhältnis beibehält, 654 000 Wiener, die unter solchen Verhältnissen sehr beengt, beengt und minder beengt, aber noch schlecht gewohnt haben. Betrachten wir nun, wer mit diesen Personen mit gewohnt hat. Da finden wir wieder nach derselben Quelle: Aftermieter 86 708, Familienmitglieder von Aftermietern 17 755, Bettgeher 66 246, landwirtschaftliches Gesinde 492 und gewerbliches Gesinde 57 682. Alle diese Menschen verteilen sich auf 162 000 Wohnungen, d. i. mehr als ein Drittel aller Wohnungen. Ende 1907 hatte Wien zwei Millionen Einwohner. Nimmt man dasselbe Verhältnis zur Grundlage, so ergibt sich, daß Anfang 1908 in Wien sehr beengt, beengt und minder beengt, aber noch schlecht wohnten 868 400 Wiener, unter ihnen außer dem Familienverbande 274 300, Bettgeher und gewerbliche Arbeiter 147 580. Das macht zusammen 868 400 oder 43,4 Proz. der Gesamtbevölkerung.

Wir müssen uns jetzt fragen, welcher Art die Gefahr ist. Gehen wir von den Zahlen ins praktische Leben. Folgen Sie mir in ein Haus in der Klosterneuburger Straße, in das ich einmal im Jahre 1900 ganz unangemeldet hineingegangen und, ohne daß ich mich irgendwie mit jemandem verständigt hätte, einfach wahllos in jedem Stockwerk auf eine Tür zugegangen bin. Ich habe die vier folgenden Beispiele gefunden, die, weil ich wahllos gegangen bin, als typisch für dieses Haus und wahr-

scheinlich auch für die ganze Nachbarschaft gelten können. In der ersten Wohnung, die aus Zimmer und Küche bestand, fand ich: den Wohnungsinhaber, einen Maurer samt Frau, Säugling und zwei Kindern. Diese Familie schlief in zwei Betten. Auf einem Divan schlief ein Bettgeher, in einem Bett zwei Männer und in einem Bett eine junge Bauarbeiterin. Der Wohnungsinhaber zahlte 25 Kronen Monatsmiete, die Bettgeher zusammen 27 Kronen 50 Heller, so daß die Frau für die Wohnung nichts zu zahlen hatte und noch einen Beitrag für das Wäschegeld erhielt.

Die zweite Wohnung bestand aus Zimmer, Küche und Kabinett. Sie war an zwei Familien vermietet. Die erste Familie hatte Zimmer und Küche inne. Der Wohnungsinhaber war ein Taglöhner mit Frau und einem siebenjährigen Kind. Außerdem befanden sich noch zwei Aftermieter mit eigenen Möbeln in diesem Zimmer. Dies ist auch eine besondere Wiener Erscheinung, die sonst nicht zu finden ist. Die beiden Aftermieter waren: eine 75jährige Kräutlerin, die ein Bett und einen Schubladekasten mitgebracht hatte und eine Krone 20 Heller wöchentlich bezahlte und eine Strohwitwe mit einem sechsjährigen Mädel — ihr Mann war in Amerika — die auch in einem mitgebrachten Bett schlief, ebenfalls einen Schubladekasten besaß und 2 Kronen wöchentlich bezahlte. In dem vom Hausbesitzer selbständig vermieteten Kabinett — es ist das eine Erscheinung, die in Wien überall dort zu beobachten ist, wo man die sogenannten Trockenwohner findet — wohnte eine Witwe nach einem Spediteurkutscher und bezahlte hierfür 10 Kronen Monatsmiete und 40 Heller Reinigungsgeld. Sie hatte vier Kinder: ein siebzehnjähriges Mädchen im Dienst, einen fünfzehnjährigen Buben in der Lehre, einen dreizehnjährigen Buben, der bei ihr schläft, und einen zehnjährigen Buben, der vom Findelhaus aus noch in der Kost ist.

Die dritte Wohnung bestand aus Zimmer und Küche. Der Wohnungsinhaber war ein alter Flickschuster mit

Frau. In einem Bett schlief ein Aftermieter, ein Ehemann, der von seiner Frau, die früher zum Haushalte am meisten beigetragen hatte, verlassen worden war. Im zweiten Bett schlief eine Frau, die halb Strohwitwe, halb arbeitsloses Dienstmädchen war. Ihr Zukünftiger nahm das dritte Bett ein. Er war ein Telegraphenarbeiter, der eben auswärts auf Arbeit war. Auf der Strecke bekam er 4 Kronen, in Wien 3 Kronen Taglohn. In der Küche schlief eine Bauarbeiterin mit einem zehnjährigen Buben, beide in einem Bett, und da ich um 7 Uhr abends zum zweitenmal kam, fand ich den Buben halb liegend, halb sitzend auf, wie er gerade seine Schularbeiten schrieb.

In der vierten Wohnung habe ich endlich keine Bettgeher angetroffen, aber drei Generationen einer Familie: Den Wohnungsinhaber, einen alten Straßenkehrer samt Frau; als Mitbewohner mit vier Betten: zwei erwachsene Söhne (Hilfsarbeiter), eine zwölfjährige Tochter, eine verheiratete Tochter mit zwei Kindern (7 Jahre, 6 Monate). In der Küche schlief der Schwiegersohn, der als Taglöhner 16 Kronen wöchentlich verdiente.

Wenn wir diese vier Wohnungen als Typen nehmen, müssen wir uns vor allem um das Schicksal der paar Frauen, die mitten unter den Männern eingestreut in fremden Wohnungen schliefen, bekümmern. Welchen Gefahren sind die Bauarbeiterin, das arbeitslose Dienstmädchen und die Strohwitwe ausgesetzt, die mit fremden Männern wohnen müssen? So müssen wir uns zunächst fragen und dann: wie werden die Kinder durch das Geschehen um sie herum geeignet gemacht, frühreif und unverständig den Gefahren solchen Frühlingserwachens zu begegnen? Um nicht mißverstanden zu werden, will ich sagen, daß die Frage der Geschlechtskrankheiten, ihrer Ursachen und Verbreitung mit der sogenannten Sittlichkeit oder Unsittlichkeit nichts zu tun hat. Die Gefahren entspringen nicht aus der moralischen Beschaffenheit — und alle Heuchelei erhöht die Gefahr —, sondern aus der Art, wie die Menschen auf diese natürliche Funktion

vorbereitet werden und aus den Formen, in denen sie diese natürliche Funktion zu erfüllen gezwungen sind.

Fragen wir uns nach den Wirklichkeiten solchen Zusammenwohnens: Es leidet erstens, da es sich um verstohlene Freuden handelt, die Reinlichkeit. Derselbe Mensch, der den Rat des Arztes, sich vor und nach dem Geschlechtsakt gründlich zu reinigen, dann befolgt, wenn er zu einer Prostituierten geht, scheut sich, es zu tun, wenn ihm im engen Zusammenwohnen eine Gelegenheit wird. Er würde durch die Erfüllung des Gebotes der Reinlichkeit an sich und an dem anderen Teil zum Verräter. Er begnügt sich also mit einer primitiven Trocknung statt mit einer Reinigung und auch der andere Teil verschmäht die von der Prostituierten angewendete Ausspülung oder die Waschung.

Noch eine Seite hat dieses enge Beisammenwohnen: Ein Erkrankter kann sich wohl Zügel anlegen und Prostituierte meiden, aber erfordert es nicht übermenschliche Kraft, wenn er die Gelegenheit, die neben ihm schlummert, ungenutzt lassen soll?

Ein anderes Haus befindet sich in Alt-Erdberg. Es hat 48 Wohnungen. Ich will nur eine vorführen, die charakteristisch ist. Sie besteht aus Zimmer und Küche. Das Zimmer ist 5,1 Meter lang, 2,95 Meter breit, 2,9 Meter hoch und hat einen Kubikinhalt von 43,63 Meter. Tagsüber ist es bevölkert von dem Wohnungsinhaber, seiner Frau und neun Kindern, und zwar fünf Mädchen im Alter von 5, 7, 9, 13, 14 Jahren und vier Söhnen im Alter von 17, 19, 22 und 24 Jahren. Die Küche, die zu diesem Zimmer gehört, ist 5,1 Meter lang, 2,9 Meter hoch und 1,18 Meter breit, was zur Folge hat, daß dort kein Bett aufgestellt werden kann. Im Zimmer stehen zwei Betten. Im ersten schläft der Vater mit dem 24jährigen Sohn, der eben vom Militär zurückgekehrt und arbeitslos ist, im zweiten Bett die Mutter mit dem fünf- und siebenjährigen Kinde. Außerdem schlafen in dem Zimmer der 22jährige Sohn und die vierzehnjährige Tochter. Für diese beiden ist folgende

Liegestätte bereitet: Ueber zwei Koffer sind zwei Bügelladen gelegt, darauf ein Strohsack. Die neun- und dreizehnjährige schlafen auf der Erde, ebenso wie die anderen Söhne, der 22jährige, ein Gaswärter, der neunzehnjährige, ein Friedhofsarbeiter, von denen der eine 6 Kronen, der andere 4 Kronen wöchentlich beiträgt. Der dritte Sohn, der siebzehn Jahre ist, hat als Ziegeldeckerlehrling überhaupt noch keine Einnahme. Im Hofe sind vier Aborte, die zur gemeinsamen Benutzung für 48 Parteien dienen. Diese Beispiele, die sich aus allen Wiener Proletarierbezirken beliebig vermehren ließen, berechtigen zu dem Satze: die enge Wohnung ist die gefährlichste Gelegenheitsmacherin und sie verhindert die Reinlichkeit.

Noch schlimmer als die jetzt gesehenen Wohnungen sind die Massenquartiere und namentlich die jüdischen Massenquartiere in der Leopoldstadt. Dort bezahlt man 20 Kreuzer für die Nacht. Das Bett ist äußerst unrein. Das Zusammenschlafen Fremder, auch beider Geschlechter, ist keine Seltenheit. Zu diesen Massenquartieren gesellen sich noch die sogenannten Arbeiterhotels. Hier ist die Sache schon etwas ernster zu nehmen. Die Bettwäsche wird da alle 3 bis 4 Wochen gewechselt. Diese Arbeiterhotels sind die Quartiere der Arbeiter auf der untersten Stufe, Taglöhner, Lagerhausarbeiter der Stadt Wien mit 1 Gulden 10 Kreuzer Tagelohn, daneben sind sie auch die Quartiere der Strizzis, d. i. der Beschützer der unkontrollierten Dirnen, die ihrem Gewerbe nicht selten im Freien nachgehen und wegen ihrer Freiheit vor der Reglementierung „Franke" oder „Franke Baner" heißen. Namentlich die Leopoldstädter Massenquartiere beherbergen jene Zuhälter, die ihre Dirnen in den Prater führen, die sich dort herumtreiben und sich der ärztlichen Untersuchung entziehen. Diese Mädchen übertragen als Liebhaberinnen der Strizzis auch oft schwere Krankheiten in diese Arbeiterhotels.

Nun fragt es sich, was dagegen zu tun wäre: Zuerst,

wie befreien wir die 868 400 Wiener von den 147 000 Bettgehern? Die Antwort ist naheliegend: bieten wir den 147 000 bessere Unterkünfte, Männerheime. Ich habe im Männerheim eine Umfrage bei den dortigen Bettgehern gehalten und habe dabei den Eindruck bekommen, daß sie nicht gerne ins Männerheim gehen, weil sie sich dort um die sexuelle Draufgabe betrogen sehen. Das ist eine selbstverständliche Sache, wenn man sich vor Augen hält, wie gering der Lohn ist. Ich bin dafür, daß man die Bettgeher und gewerblichen Gehilfen zum Männerheim erziehen soll. Unser jetziges Männerheim ist gewiß sehr schön, aber es steht noch nicht auf der Höhe der Zeit und auf der Höhe der Londoner Männerheime, der Rowton houses. Was nötig ist beim Männerheim, ist Billigkeit, größeres Behagen, Ausstattung, Ungeniertheit, Freiheit Schreib-, Spiel- und Lesesäle. Die Wohnung muß dem Arbeiter das Kaffeehaus ersparen und muß ihm wie ein Klubheim sein. Dann erst hat man ihm annähernd eine Leistung geboten, daß er dort auf die sexuelle Draufgabe verzichten muß. Vielleicht werden dann die Klügeren in Männerheime gehen und sehen, daß ihre Rechnung eine bessere ist. Aber wie wollen Sie die 147 000 Bettgeher unterbringen? Wir haben heute nur ein Männerheim. Für 147 000 brauchten wir aber 273 Männerheime. Dann blieben nur 160 Menschen übrig, die nicht versorgt wären (Heiterkeit). 273 Männerheime und Frauenheime, nicht reicher gebaut als das heutige einzige kosten 27 mal $^1/_2$ Million gleich 136½ Millionen. Ich fürchte, die Heime werden nicht gebaut werden (Heiterkeit), obwohl es, wie die Erfahrung lehrt, gar keine schlechte Kapitalsanlage ist, Männerheime zu bauen."

Der Wucher mit dem Brot und mit der Wohnluft fördert aber auch mächtig die Tuberkulose und auch eine von Sozialdemokraten geführte Stadtverwaltung wäre außerstande, hier Wandel zu schaffen, solange die kapitalistische Mißordnung mit ihren inneren Gesetzen wirksam ist, die sich mit Naturgewalt vollziehen. Auch

hierfür zwei Beispiele aus der Zeit der sozialdemokratischen Wiener Stadtverwaltung nach dem Umsturz. Nie war in Wien eine größere Not an geeigneten Wohnungen als in den Jahren 1919 und 1920 nach dem Zusammenbruch des Weltkrieges, und doch konnte die Stadtverwaltung nur wenig zur Behebung der Wohnungsnot tun, obgleich sie Riesenleistungen vollbracht hat. Der siegreiche Imperialismus der Westmächte, der die österreichischen Nachfolgestaaten, die Tschechoslowakei und Jugoslavien unter seinen besonderen Schutz nahm, lieferte der Stadt Wien so wenig Kohle an, daß ein guter Teil des Wienerwaldes daran glauben mußte, daß das Ende seiner Tage gekommen war; daß die Menschen dennoch froren und vielfach nicht das Essen kochen konnten; daß die Fabriken stillstanden, weil sie nicht Kohle hatten; daß die Wiener Stadtbahn Jahre hindurch außer Betrieb war; daß auch die elektrische Straßenbahn außerordentlich eingeschränkt werden mußte und manchmal ganz still stand; daß die öffentliche Beleuchtung und die Abgabe von Leuchtgas für Industrie und Kochzwecke im Haushalt, ja sogar zum Gebrauche der Chirurgen in den Spitälern auf bestimmte Mengen beschränkt werden mußte — wie hätte man da Kohle zum Ziegelbrennen gewinnen können? Dennoch mußten Häuser gebaut werden. Es gelang für vierhundert Familien vorzusorgen mit einem Aufwand von 200 Millionen Kronen. Als die Häuser fertig waren, stellte sich heraus, daß aber noch immer 19 000 Begehren nach Wohnungen ihrer Erfüllung harrten. Wäre Wien in diesen Jahren imstande gewesen, auch nur die Hauptursache zu beseitigen: das Vorenthalten von Kohle und Rohstoffen durch die kapitalistischen Westmächte? Zwei Jahre später konnte es allerdings dank außerordentlich glücklicher Finanzpolitik auch diese Schwierigkeiten zum größten Teil besiegen. In denselben Tagen von 1920 tat ein Amerikaner, der einige Freunde in dem teuersten Schieberhotel Wiens zu Mittag bewirtet hatte, den Ausspruch, daß er sofort nach Wien gehen würde, wenn er eine Mastkur durchmachen müßte. Das

war in denselben Tagen, da ein Arbeiter, der 1000 Kronen Wochenlohn hatte, einem englischen Besuch vorrechnete, daß er seiner Familie mit diesem Lohn höchstens einmal in der Woche Pferdefleisch bieten könne („Arbeiter-Zeitung", 5. September 1920). Als man den Amerikaner näher fragte, sagte er, er habe für die aus vier Gängen bestehende Mahlzeit für sich und seine drei Freunde 2 Dollar 90 Cents bezahlt, ein Preis, für den er in New York kaum als einzelner essen könnte. Der Dollar „notierte" an diesem Tage 345 Kronen (fünf Wochen später notierte er 516 Kronen, im Spätherbst 1921 6000 Kronen, im Mai 1922 10 000 Kronen, im August 1922 55 000 Kronen, im Januar 1923 70 000 Kronen). Der Amerikaner hatte also damals für vier Mittagessen den Betrag von 1000 Kronen 50 Hellern bezahlt, oder soviel wie der Favoritner Arbeiter für seine neunköpfige Familie in einer Woche zu verzehren hatte, also nach wienerischem Vorkriegsbrauch für 126 Hauptmahlzeiten (mittags und abends) und für 189 Nebenmahlzeiten (erstes und zweites Frühstück und Nachmittagsjause). Hat etwa die sozialdemokratische Stadtverwaltung diesen Wahnsinn geschaffen, daß dem einen Wien als der Ort erscheint, wo Mastkuren am billigsten sind, während der andere, der typische Vertreter der arbeitenden Klasse, in demselben Wien zum Verhungern verurteilt ist, weil Lohn und Lebensmittelpreise zueinander in keinem möglichen Verhältnis stehen? Nein, dieser Wahnsinn ist der kapitalistischen Mißordnung zuzuschreiben. So wenig die sozialdemokratische Stadtverwaltung ihm durch „Reform" beikommen konnte oder irgendwann können wird, so wenig wäre es dem Sozialismus gelungen, durch „Reformen" zu beseitigen, was der Kapitalismus täglich von neuem hervorbringt.

Wollen wir also die Aufzucht der Nachkommenschaft bewußt vorbereiten, so müssen wir vorerst dem Sozialismus zum Siege verhelfen. Erst der Sozialismus schaltet durch die Ueberleitung des Grunds und Bodens und der Produktionsmittel in den Besitz der Allgemeinheit den

Egoismus aus. Erst der sozialistisch aufgebauten Wirtschaftsordnung kann es begehrenswert erscheinen, die Kräfte der Gesamtheit bewußt auf den Aufbau und die Höherführung der Menschheit hinzuleiten, anstatt sie immer dafür in Anspruch zu nehmen, Wunden zu heilen, die dem Gesellschaftskörper durch die Unordnung seiner Wirtschaft geschlagen wurden. Ein sozialistischer Staat wird überhaupt nicht Branntwein erzeugen, er wird nicht die ungleiche Verteilung der Wohnlust dulden, dem einen Fürsten Schwarzenberg einige Dutzend Paläste und Schlösser zu geben mit tausenden Zimmern und daneben eine achtköpfige Proletarierfamilie in einen Raum zu pferchen und dazu noch Bettgeher. Er wird nicht dem einen alle Schätze der Bildung eröffnen und die breite Masse davon ausschließen und sie zwingen, daß sie sich durch das Dunkel ihres Lebens mehr taste, als daß sie den Weg sehend, also bewußt, zurücklege.

So kommen wir schon bei der ersten Untersuchung einer Einzelheit dazu, daß nicht die Familie, und sei sie von noch so hoher Gesittung, imstande ist, die Zukunft zu bereiten, daß diese Riesenaufgabe nicht einmal von den gegenwärtig wirkenden Kräften geleistet werden kann, daß erst der Sozialismus die Aufzucht unserer Nachkommenschaft fürs erste bewußt vorbereiten und fürs andere dann auch durchführen wird. Wieviel der heutigen Trägerin dieser Arbeit, der Familie, dazu noch fehlt, das werden auch die künftigen Kapitel lehren, und auch von neuem, wie notwendig es sein wird, in der Uebergangszeit durch Mutterschulen, oder noch wirksamer, durch das soziale Dienstjahr oder auch durch beide die sozialen Menschen heranzubilden, ohne die die sozialistische Wirtschaftsordnung nicht aufzubauen ist. Der soziale Mensch ist ihre Voraussetzung. Es muß nicht jeder soziale Mensch Sozialist werden, aber keiner kann Sozialist sein ohne soziales Menschentum. In unserer Jugend schlummern die Hoffnungen unserer Zukunft.

* * *

Schwangerschaft, Geburt und Säuglingsalter!

In die Schwangerschaft tritt die junge Frau in der Regel völlig unwissend ein. Sie kennt nicht den Naturvorgang, denn die Schule kann doch den naturwissenschaftlichen Unterricht nicht dazu benutzen, um die Kinder in dem Augenblick aufzuklären, da sie nach dem Fortpflanzungsprozeß zu fragen beginnen. Die Schule verweigert auch heute noch den Kindern in den meisten Staaten so lange die Antwort, bis es zu spät ist, sie unbefangen zu geben, bis auch die richtigste Antwort mit schlecht unterdrücktem Lächeln oder geheimem Gekicher der Jugend aufgenommen wird. Der Lehrer oder die Lehrerin sprechen nun schon zu halb Wissenden, während sie bei der ersten Frage zu Unwissenden gesprochen und ihnen die Dinge elementar hätten erklären können. Daß diese Wißbegierde schon sehr früh erwacht, ist eine allen Erziehern bekannte Tatsache. Daß man in diesem ersten Augenblick schon den Kindern die Wahrheit sagen soll, wollen allerdings viele sogenannte Erzieher noch immer nicht begreifen. Sie wollen dem Kinde das schöne Märchen vom Storch retten und meinen, weiß der Teufel, wie klug sie dabei tun. Ihnen allen macht es offenbar einige Schwierigkeiten, die Form zu finden, den Kindern gerade diese Aufklärung zu geben. Das ist auch nicht so leicht. Aber es gelingt unschwer, wenn sich der Erzieher in die Natur flüchtet. Darin spreche ich aus persönlicher Erfahrung. Mein Stiefsohn war sieben Jahre alt, als er eines Tages während des Landaufenthaltes auf eine trächtige Dachshündin aufmerksam wurde. Er fragte, wie Kinder fragen, unerbittlich. „Warum ist der

Hund so dick?" — „Weil er Junge bekommt." — „Wo sind die Jungen .... im Bauch?" — „Ja." — „Wie kommen sie in den Bauch hinein?" — „Sie wachsen drinnen." — „Wieso wachsen sie?" — Bis dahin hatte die Mutter des Jungen, mit der sich dieses Gespräch abspielte, die Prüfung bestanden, nun aber mußte sie ihn vertrösten: „Das kann ich Dir nicht erklären. Wir werden den Vater fragen, wenn er kommt." Da ich am Samstag zu Besuch kam, war auch eine der ersten Fragen, die der Junge stellte, diese, wieso die jungen Dackeln im Bauch wachsen. „Das werden wir morgen im Walde sehen!" war meine Antwort, und am nächsten Tag ging es in den Wald auf die Suche nach einem Insektenpaar, das gerade in geschlechtlicher Verbindung war. Wir hatten Glück. Auf einem Baumstamm saß ein prächtiges Kiefernschwärmerpaar in innigster Verbindung, ein ziemlich großes Tier also, das sich als Nachttier bei Tag ruhig hält und darum auch gut zu beobachten ist. Zunächst stellte ich dem Jungen die beiden vor: „Der mit dem schlanken Leib ist der Mann, die Dicke ist die Frau; du siehst auch Unterschiede an den Fühlern, an der Färbung der Flügel und der Zeichnung." Da er sie wahrgenommen, eigentlich selbst entdeckt hatte, konnte nun der Naturvorgang erklärt werden. „Du siehst, daß die beiden Leiber an ihrer Spitze zusammenstoßen und miteinander unsichtbar verbunden scheinen. Sie sind es auch. Sie sind im Augenblick ohne Gewaltanwendung nicht trennbar. Der Mann hat nämlich in einen Spalt des Weibes einen Stachel versenkt und damit die Verbindung hergestellt. Durch diesen Stachel spritzt er einen Saft in den Leib des Weibes und befruchtet damit die Eier, die dort in Reihen lagern. Wie die Henne, so legt auch die Schmetterlingsfrau die Eier. Aus diesen kriechen fast unsichtbar kleine Räupchen aus. Diese fressen sich dann zu mächtiger Dicke an, verpuppen sich und nach geraumer Weile springt aus der Puppenhülle der Schmetterling. Hier hast du den ganzen Naturvorgang sichtbar vor dir. Aber genau so ist es auch beim Säugetier, beim

Dackel, beim Pferd, beim Menschen. Das junge Kalb hast du im Stalle saugen gesehen; die Kuh hat es lebendig zur Welt gebracht und nährt es nun mit ihrer Milch. So wirst du das auch beim Dackel sehen. Der Unterschied ist nur, daß sich beim Schmetterling die Wandlung vom Ei bis zum fertigen Tier in verschiedenen Verwandlungen sichtbar vollzieht: Ei — Raupe — Puppe — Schmetterling! Wir werden das Schmetterlingspaar mitnehmen und daheim in den Raupenkasten tun, damit du das weiter verfolgen kannst." Wir bargen unsere Beute und im Weitergehen zeigte ich dem Jungen Raupen und auch einige Puppen, die wir entdecken konnten; noch volle, die sich bewegten und damit ihr Leben bewiesen und leere Hülsen, aus denen der Schmetterling bereits geschlüpft war. Der Junge war sehr zufrieden. Er schien zu verstehen. Vierzehn Tage später gingen wir wieder durch den Wald und da bewies er es mir, daß er nicht nur verstanden hatte, sondern auch die Nutzanwendung auf den Menschen gezogen hatte. Wir stießen auf einen einzelnen Kieferschwärmer und ich ließ von dem Jungen das Geschlecht bestimmen. Er erkannte richtig, daß es ein weibliches Tier war. Da wir weiter gingen, zuckte plötzlich sein Händchen in meiner Hand und er blieb stehen. Er hatte mir etwas Wichtiges zu sagen: „Du Vater, die war aber nicht verheiratet!" Seither wußte ich, daß der Junge sexuell aufgeklärt war und ich brauchte weder zu fürchten, daß diese Aufklärung in ihrer Art frühreife Altersgenossen besorgen, noch daß einmal in den Tagen des Frühlingserwachens die Aufklärung peinlich werden könnte. Sie war dann schon längst besorgt. Ist es nicht der Schmetterling, so ist es der Apfel, an dem ich den Befruchtungsvorgang erklären kann und so erklären, daß dem Kinde — und das ist die Hauptsache — das Natürliche auch als natürlich erscheine. Das Buch der Natur liegt offen vor uns, wir brauchen darin nur zu blättern, so etwa, wie es Jürgen Brand in seinem reizenden Briefe: „Wenn alle Knospen sprangen" im Buche Ulenbrook tut.

Das müssen Schule und Elternhaus noch lernen. Dann

wird es nicht mehr vorkommen, daß das junge Menschenweib ganz unvorbereitet in die Schwangerschaft geschickt wird. Es wird sich selbst so gut als möglich zu unterrichten trachten und mutig den Kampf mit den allerlei Ammenmärchen aufnehmen, die ihr mitgegeben worden sind. Sie wird beizeiten ihre Kleidung, ihre Arbeit, ihre Bewegung, ihre Nahrung dem Zustand anpassen lernen, in dem sie sich befindet und sie wird, richtig geleitet oder beraten, auch manchen weitverbreiteten Irrtum für sich vermeiden, z. B. den, daß es schwangeren Frauen zuträglich sei, Bier zu trinken oder gar Branntwein, „damit das Kind schön werde", wie ein Wiener Aberglaube jüngsten Datums behauptet. Milch wäre ihnen viel, viel zuträglicher! Sie wird den Schnürleib beseitigen, sie wird sich, so weit es ihre soziale Lage gestattet, vor Ueberarbeit hüten, sie wird ihrer Ernährung im allgemeinen erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden, sie wird Aufregungen möglichst aus dem Wege gehen — kurz, sich so benehmen, wie es ein Mensch soll, der noch die Verantwortung für ein zweites Lebewesen mit sich herumträgt.

Die werdende Mutter wird beizeiten den würdigen Empfang des Säuglings vorbereiten. Sie wird für ihn die Wäsche richten, die Wiege, das Bad, und sofern sie dazu sozial außerstande ist, wird sie sich beizeiten nach Hilfe umschauen. Da gibt es mancherlei Vorsorge: In Deutschland die Reichswochenhilfe, in Oesterreich einige Formen der Mutterschaftsversicherung, die halb Selbsthilfe, halb Wohltat sind, aber doch nur in dem Maße helfen können, als die „Wohltäter" mitgehen. Während des Krieges waren diese Organisationen stets in argen Nöten. Erst als nach dem Umsturz die organisierte Hilfe des Auslandes auch für Oesterreich einsetzte, wurde insbesondere durch das Eingreifen der englischen und amerikanischen Freunde, des „Emergency relief found", des New Yorker „Milk relief found" und der „Society of friends" für eine Zeitlang die Hilfe für Kinder bis zu sechs Jahren sichergestellt. Diese Zeit wurde aber nicht ausreichend genützt, in den Müttern den Gedanken der

Selbsthilfe zu stärken. Wann wäre das wirksamer gewesen als in einer Zeit, da Mütter in die öffentlichen Hilfsstellen mit Säuglingen kamen, die in Zeitungspapier eingewickelt waren, weil der Einkreisungskrieg die Leinenvorräte der proletarischen Haushaltung so gelichtet hatte, daß für den nachgeborenen Sprößling nichts mehr übrig geblieben war. Diese Selbsthilfe würde am besten im Anschluß an die Krankenkassen organisiert. Alle weiblichen Mitglieder im gebärfähigen Alter müßten obligatorisch einen Mutterschaftszuschlag entrichten, der in gleicher Höhe auch vom Staate gezahlt werden müßte. Dadurch gewönnen die Krankenkassen wahrscheinlich solche Fonds, daß sie sowohl der Schwangeren wie der Mutter in den Wochen, wie auch der säugenden Mutter Naturalzubußen gewähren könnten, die den Frauen sonst schwerer zugänglich sind. Wie die Dinge nach dem Kriege lagen, vor allem Zubußen an Wäsche und Milch. Ein solcher staatlicher Mutterschaftszuschlag käme der Reichswochenhilfe gleich. Er würde sicherer als alle Wohltätigkeitsversuche die Mutter dazu anregen, ihrem Nachwuchs nicht die natürliche Nahrung zu versagen.

Soviel auch darüber schon gesagt und geschrieben worden ist, es muß immer wieder von neuem gesagt werden, daß es die größte Grausamkeit der kapitalistischen Mißordnung ist, daß sie dem proletarischen Säugling die Muttermilch vorenthält, in dem sie die Mutter in die Arbeit zwingt. Kaum hat so ein neuer Erdenwurm gelernt, den süßen Muttertrank zu schlürfen, als sich schon eine unsichtbare Hand zwischen sein Säugemäulchen und die Mutterbrust schiebt. Sein schreiendes Mäulchen wird ihm mit einem Sauger, mit einem „Fopperl", mit einem „Zutzel", einem Leinenfetzchen, in das etwas Milchpapp getan wird, gestopft und die Mutter läßt ihn allein zurück in Kostpflege oder bei ihren Verwandten, denn sie selber muß verdienen gehen, sollen nicht sie und ihr Säugling verhungern. Einige Wochen nach der Entbindung helfen noch Krankengeld und Stillprämien zur Not weiter, aber kaum kann die Mutter den Tag erwarten, an dem sie

wieder in die Arbeit „darf", bringt ihr dieser Tag doch wieder regelrechte Einnahmen, die sie für ihre und des Kindes Ernährung verwenden kann. Wie der Kapitalismus in der Zeit der Schwangerschaft auf das werdende Leben nicht Rücksicht genommen hat, so nimmt er auch jetzt keine auf das Gewordene. Am schlechtesten von allen Müttern ist die proletarische Menschenmutter daran. Tiere, die den Menschen als die scheußlichsten Bestien erscheinen, die Hyäne oder der Tiger, sie dürfen uneingeschränkt ihre Jungen säugen, nur dem proletarischen Menschen wird im Namen der „heiligen" Ordnung des Kapitalismus das Junge von der Mutterbrust gerissen. Zwei Jahrtausende lang fast entsetzen wir Menschen uns schon über die Legende vom bethlehemitischen Kindermord. Er war ein Kinderspiel gegenüber dem kapitalistischen Kindermord, der sich täglich vor unseren Augen abspielt. Wären in den Nachkriegstagen den Oesterreichern nicht ihre „Feinde" zu Hilfe gekommen, die deutschösterreichischen Kapitalisten und ihre Soldschreiber, die den Krieg mit angezettelt, die am lautesten nach ihm geschrien haben, sie wären außerstande gewesen, Nahrung für den Nachwuchs des österreichischen Volkes herbeizuschaffen, so wie sie es während des Krieges außerstande waren. Aber der Krieg und die ihm folgenden Hungerjahre seien als Ausnahmsjahre gewertet. Wie sieht es aber normal aus? Starb in Wien nicht jedes fünfte lebend geborene Kind vor Vollendung des ersten Lebensjahres, ehe Professor Escherich auf diese ungeheuerliche Tatsache hinwies und in seiner Schrift: „Helft den armen Säuglingen" Vernunft und Gewissen der Gesellschaft anrief, diesem Zustand ein Ende zu machen? Zehntausend Säuglinge trug Wien allein in einem Jahre zu Grabe. Heute stirbt „nur" jeder siebente Säugling in Wien. (Jahresdurchschnitt 1921 auf 100 Lebendgeburten 13,7 Todesfälle im ersten Lebensjahre, beiläufig bemerkt, der beste Durchschnitt, der in Wien je erzielt wurde.) Oder ein Beispiel aus Deutschland. In der Weberstadt Crimmitschau starb jeder dritte lebend geborene Säugling. In

Wien wie in Crimmitschau dieselbe Ursache. Hier wie dort hat der Kapitalismus den proletarischen Säuglingen die natürliche Nahrung verwehrt und sie darum dem Darmkatarrh ausgeliefert, der die Kleinen haufenweise dahinrafft, sobald die heißen Tage kommen, die die Milch verderben. Warum haben die Naturvölker, warum die meisten Agrarvölker eine weit geringere Säuglingssterblichkeit? Weil sich bei diesen Völkern Mutter und Kind nie zu trennen brauchen. Das Kind kann auch in die Arbeit mitgenommen werden. Denselben Weg ist ja auch der Staat als Unternehmer gegangen. In den österreichischen Tabakfabriken waren für den Gebrauch der vielen Arbeiterinnen Stillstuben eingerichtet, in Hainburg besteht diese Einrichtung heute noch. Vormittags und nachmittags „darf" die stillende Mutter ihren Arbeitsplatz auf je eine halbe Stunde verlassen und ihren Säugling stillen. So wurde es, wie ich in der „Arbeiter-Zeitung" vom 3. April 1921 sagen konnte, den Tabakarbeiterinnen möglich gemacht, ihr Junges nicht oder nicht ausschließlich mit fremder Tiermilch aufzuziehen, woher sich die große Säuglingssterblichkeit schreibt. Dem Bauer wird es nie einfallen, die jungen Ferkel der Mutter abzunehmen und sie künstlich zu ernähren. Er weiß es, daß er die jungen Tiere sehr gefährden würde, wenn er ihnen Milch von anderer Zusammensetzung als Nahrung vorsetzte. Nur im äußersten Notfall wird er sich dazu entschließen. Anders als dem Ferkel ergeht es dem proletarischen Kind. Es wird in der Regel vom Kapitalismus von der Mutterbrust gerissen und dadurch dem Darmkatarrh ausgesetzt. Nur in den Tabakfabriken kennt Oesterreich die sozialpolitische Einrichtung der „Stillstuben". In Hainburg kommen wir in sie, als eben die Mütter ihre „halbe Stunde" haben. Vormittags dürfen sie eine halbe Stunde Mütter sein und nachmittags ebenso. Die übrige Zeit sind die Kinder den Wärterinnen überlassen. Auch Kleinkinder bis zu drei Jahren sind dort. Sie sehnen täglich zweimal die halbe Stunde herbei, da die Mütter Mütter sein dürfen. Einige Minuten sind wir im Saal mit den

vielen kleinen Bettchen und dem abgeteilten Raum für die Kriechlinge, als ein grauer Schnauzbart mit einem großen Schlüsselbund im Saale erscheint. Der Krankenwärter. Er erscheint nicht als das, da er nun in den Saal ruft: „Also Weiber, was is's denn? Schluß is!" Er rasselt mit den Schlüsseln so, wie Kerkermeister rasseln. Die Mütter rüsten zum Gehen. Sie wissen es, sie müssen alle auf einmal hinaus, denn nur ein Tor führt wieder an den Arbeitstisch und dieses Tor ist verschlossen, sonst könnte es zum Hinausschmuggeln von Tabak benutzt werden. Die Mütter fügen sich in die gewohnte Ordnung und wandeln sich nun wieder aus Milchtieren in Arbeitstiere. Anders die Kinder. Sie sind so dumm. Sie revoltieren! Sie schreien! Besonders ein Dreijähriger treibt es. Er klammert sich an die Kittelfalte der Mutter und schreit: „Dableiben, Mutter! Net furtgehn!" Aber die Mutter löst sein Händchen und die Wärterin nimmt den zappeligen Schreihals auf den Arm. „Dableiben, Mutter! Net furtgehn!" schreit er auch jetzt und begehrend strecken sich seine Händchen. Er kann diese Welt noch nicht begreifen, in der die Mütter vormittags und nachmittags nur eine halbe Stunde Mütter sein dürfen! Wieviel wird das Proletariat noch zu tun haben, bis der Ruf des Kleinen erfüllt sein wird: Dableiben, Mutter!, bis auch dem proletarischen Kinde das Recht auf die Mutter werden wird? Welch ein Wahnsinn liegt doch in dieser „Ordnung", die die Frau und Mutter ebenso ins Joch der Arbeit zwingt wie den Mann und Vater. Keiner Gesellschaftsklasse mutet dies der Kapitalismus zu, nur der Arbeiterklasse. Die Frauen der Besitzenden und der Groß-Fronvögte des Kapitalismus, die Frauen auch vieler öffentlicher und privater Beamten und viele Angehörigen der freien Berufe sind davor bewahrt, auch dieses Joch tragen zu müssen, nur der eigentlichen Sklavenklasse im Staate, der Arbeiterklasse, wird auch diese Zumutung gestellt kraft der Macht des Geldes und kraft der Macht des Hungers. Ja noch mehr. Den Frauen der Besitzenden wird nicht nur nicht zugemutet, daß sie während ihrer

heiligen Mutterzeit, der Säugezeit, arbeiten sollen — für diese Frauen wurde auch noch die Amme erfunden. Die Damen der Gesellschaft wünschen sich manchmal ihre Büste möglichst schön zu erhalten und da sie vermeinen, daß das Kindersäugen dazu nicht beitrage, mieten sie sich menschliche Milchtiere, ländliche Proletarierinnen als Ammen ihrer Kinder. Um dieser Eitelkeit willen geben sie das höchste Mutterglück preis — diese Kulturlosen. Die wenigsten Frauen, die sich der Amme bedienen, haben es wirklich nötig, ihrem Kinde die Brust einer anderen Mutter zu sichern. Es gibt solche Fälle, daß Mütter nicht stillfähig sind — aber sie gehören bei dem heutigen Stande der ärztlichen Technik doch schon zu den seltensten Ausnahmen.

Ein einziges kapitalistisches Unternehmen habe ich kennen gelernt, wo dem Sozialismus vorgearbeitet ist und die Frau grundsätzlich als Arbeiterin ausgeschlossen ist — die Schokoladefabrik Cadbury's in der englischen Gartenstadt Bourneville. Der Begründer dieser Fabrik und dieser Stadt, die er dann allen seinen Arbeitern und Angestellten zu eigen gab, hatte den Grundsatz, daß die Männer so bezahlt sein müssen, daß sie die Familie erhalten können. Die Frau hat in der Fabrik nichts zu tun. Sie lebe ihrer Pflicht als Frau und Mutter. Dieser weißer Rabe unter den Unternehmern war ein Quäker, dem es mit den Lehren seiner Religion ernst war. Er hat auch den Mehrwert, den sein Riesenbetrieb erzeugte, nicht nur zur Anhäufung von Kapitalien und Erweiterung seiner Unternehmung verwendet, sondern immer wieder auch zum Ausbau der von ihm geschaffenen Wohlfahrtseinrichtungen, die nicht nur den bei ihm Beschäftigten dienen sollten, sondern jedem, dem es möglich war, in Bourneville Wohnung zu nehmen. In Bourneville hatte also auch die stillende Mutter ihr Recht — aber nirgendsonst hat sie es im Schatten von Schornsteinen.

In Bourneville hat der Säugling auch das Recht auf Wohnluft. Der Säugling ist ein Luftverderber, so klein er ist, und man kam dem Wucher mit Wohnluft sehr ent-

gegen, wenn die deutschen Wohnungskongresse immer wieder fanden, daß für den Säugling das halbe Wohnluftmaß des Erwachsenen ausreiche. In Bourneville ist jeder Familie ein Haus eingeräumt, da ist es auch möglich, eine Wochenstube abzugewinnen und dem Säugling gleich in sein junges Leben die Sonne scheinen zu lassen. Anders sonstwo, wo der Arbeiter auf zwei Stuben und eine Küche und wie fast ausnahmslos in Oesterreich auf eine Stube und eine Küche, oft nur auf ein einziges Gelaß als Wohnraum für sich und seine Familie angewiesen ist, wie die schon angeführten Wiener Beispiele dartaten. Solche Häuser können etwas erzählen. Ein solches Haus steht im Wiener Gemeindebezirk Landstraße — sieben Minuten Straßenbahnfahrt vom Ring. Es hat 216 Mietparteien, insgesamt mehr als tausend Bewohner; es zählt etwa 300 Schulkinder; es hat, obgleich es seine Mieter auf vier Stockwerke verteilt, nur einen einzigen Wasserauslauf und als hygienische Einrichtung hatte es, wenigstens vor einigen Jahren noch, eine eigene Totenkammer, in die die erwachsenen Verstorbenen gebracht werden mußten. Jeder Mieter hat hier nur ein Gelaß. Es ist ihm und seiner Familie Geburts- und Sterbestätte, Koch-, Speise-, Arbeits- und Schlafraum, und ist den Kindern Spielstube, Krankenzimmer, Lernraum, kurz, ihre ganze Welt. Jede Stube ist etwa zweieinhalb Meter breit, fünf Meter lang und drei Meter hoch. In ein Drittel der Stuben, in die Hälfte aller, die im Parterre und im ersten Stockwerk liegen, dringt nie ein Sonnenstrahl. In diesem Hause ist mir etwa vor einem Vierteljahrhundert der Tod begegnet, als er eben ein Kind holte. Ungekannt war ich in dieses Haus gekommen und hatte wahllos da und dort an eine Türe geklopft, um den Wohnungsinhaber über seine soziale Lage zu befragen. Das Ganze geschah im Laufe einer größeren Nachforschung über die Wiener Wohnungsverhältnisse (Max Winter. Im dunkelsten Wien. Wien 1904). Im Rahmen einer Tür blieb ich betroffen stehen. Inmitten der schmalen Kammer stand auf einem Tisch ein Kinder-

sarg und in ihm lag ein wachsbleiches Engelchen, über und über mit Heiligenbildern bedeckt. Eine rundliche Frau bat mich näher zu treten. Ein etwa vierzehnjähriges Mädchen stand auch in der Stube. Es war die älteste Tochter der Frau, die seit zwölf Jahren in der Wohnung hauste. Die im Sarg war das jüngste von den zehn Kindern, denen die Frau hier das Leben geschenkt hatte. Geblieben ist nur die Aelteste, die schon mit hergekommen war. Alle in dieser Stube Geborenen aber waren auch in dieser Stube gestorben. Seit 1919 komme ich wieder öfter in das Haus. Die Fremden, die nach Wien kommen, um zu helfen, glauben oft nicht, daß es so furchtbares Elend in Wien gibt. Mit solchen Besuchern war ich im Sommer 1920 auch zwei-, dreimal in diesem Haus. Bei einem dieser Besuche stießen wir auf das Seitenstück des geschauten Bildes vor 25 Jahren. In einer finsteren, luft- und lichtlosen Parterrewohnung trafen wir die Frau eines Kutschers, die ihr letztes Kind schon über ein Jahr an der Brust hatte, während das Aeltere im Bette dahinsiechte. Schwerste Rachitis! Auf die Frage, warum sie das Kind so lange säuge, sagte die Frau einfach: „So lange es die Muttermilch bekommt, ist es gesund. Dann ist's eh aus. Alle meine Kinder sind mir krank worden, wie ich s' abg'setzt hab und bald darauf auch g'storben. Da schauns'n an, den Peperl, auch den hab ich übers Jahr an der Brust gehabt. Diese Wohnung bringt alle um." Damit zeigte sie auf den kleinen Rachitiker. Das Haus mit den tausend Menschen — es heißt bezeichnenderweise „Zum Bienenstock" — hat schon vor 25 Jahren Kinder gemordet und es mordet sie heute noch. Das Haus hat die ganzen Jahre hindurch Jahr auf Jahr ein Reinerträgnis von 36 000 Kronen abgeworfen und dieser Profit heiligte auch den Kindermord, wie er den Väter- und Müttermord heiligte. Da waren die Sklaven im Altertum besser daran: Sie galten ihren Herren soviel wie den Bauern das Vieh und waren darum geschützt. Burckhardt gibt in seiner griechischen Kulturgeschichte aus Xenophons Memorabilien des Sokrates

diesen Satz wieder: „Freunde läßt man kaltblütig Not leiden und untergehen, dem kranken Sklaven aber führt man den Arzt zu, pflegt ihn sorgsam, und stirbt er, so klagt man und hält es für einen Schaden." Der kranke Sklave mußte gerettet werden, er hatte Geld gekostet, der Sklave unserer Zeit, der Proletarier, ist ein freier Mann, der nicht verkauft wird, der selbst Kaufmann ist und seine Arbeitskraft als Ware feilhält, er kann behandelt werden wie der Freund im Altertum. Solcher Kaufleute gibt es genug. Hat einer seine Kraft nicht mehr zu verkaufen, so stehen zehn andere da. Stirbt einer, den Käufer der Arbeitskraft, den Kapitalisten braucht es nicht zu kümmern. Es gibt keine Macht, die diesen Zustand ändern könnte — wenigstens keine innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Alles, was die Gesetze dieser „Ordnung" möglich machen, wäre nur Flickwerk. Hier gibt es keine Reform, hier heißt es nur den Wohnkerker niederreißen und ein Wohnhaus aufbauen. Aber gerade dazu würden sich die Besitzer nicht verstehen. Auch das gehört also zum Gedeihen des Säuglings, daß er genug Wohnluft habe und daß ihm vor allem die Sonne nicht vorenthalten werde. Zwei Fünftel aller Wiener leben in übervölkerten Wohnungen, es werden also auch zwei Fünftel aller Säuglinge in übervölkerten Wohnungen geboren und sie haben alle Gefahren solcher Wohnweise auf sich zu nehmen.

Ueberschauen wir das Gesagte noch einmal kurz, so sehen wir, um wie vieles härter die Lebensbedingungen des proletarischen Säuglings sind, als die der Neugeborenen der anderen Gesellschaftsklassen. Die Gefahr wächst, da der Krieg eine ungeheuer rasch vor sich gehende Proletarisierung zur Folge hatte. Viele Hunderttausende wollen sich heute noch nicht eingestehen, daß sie zu Proletariern geworden sind und sie nennen sich noch Mittelständler, weil sie gar zu gerne an der alten Selbsttäuschung festhielten, etwas „Besseres" zu sein. Aber an ihre Säuglinge kommen immer häufiger dieselben harten Tatsachen heran, wie an den Sprößling der Proletarier-

familie: von einer unterernährten Mutter geboren, muß er oft schon nach ganz kurzer Zeit der natürlichen Nahrung, der Muttermilch, entbehren, muß er der Reinlichkeit entbehren, (auch an Seife, Streupulver, Borax fehlt es ja), muß er den Wohnraum mit vielen anderen, oft auch mit kranken Menschen teilen und so im zartesten Alter schwerste Gefahren auf sich nehmen und muß er auch das so nötige häufige Wäschewechseln entbehren. Einleitend sind die Mittel angegeben, wie einem Teil dieser Gefahren heute schon beizukommen wäre: durch bewußtes Zusammengehen der Mütter und derer, die es werden können, mit dem Staat zur gemeinsamen Abwehr der Nöte. Wer die werdende und säugende Mutter schützt, wer die Wöchnerin schützt, der schützt auch das Kind und damit den Staat von morgen. Alles das wäre nur Reform, durchaus möglich schon im heutigen Staatsgefüge und in Deutschland durch die Reichswochenpflege auch glücklich angebahnt. Die wirkliche Erlösung wird der säugenden Mutter, wird dem Säugling aber nur der Sozialismus bringen. Fällt einmal die Lohnarbeit, dann ist auch die Frau ihrem natürlichen Beruf, dem der Mutter, wiedergegeben, was natürlich gar nicht ausschlösse, daß die Frau und Mutter auch sonst der Allgemeinheit dienen könnte. Sie müßte darum gar nicht zum Haustier erniedrigt werden, wie es der Kapitalismus tut. Der kapitalistischen Ordnung ist der Profit, der sozialistischen der Mensch heilig.

★ ★ ★

Der Kriechling und das Kleinkind.

Dem Säuglingsalter folgt das Kriechlings- und Kleinkindesalter, folgen die größten Entdeckungsfahrten der neuen Menschen, auf denen sie so vielen Gefahren begegnen. Auch hier ist der „Rutschepeter" in der Proletarierwohnung schlimmer daran. Mit ihrer Weichholzdiele, mit den großen Fugen zwischen den einzelnen Brettern, mit ihrer Enge birgt sie mehr Gefahren. Das Kind der etwas begüterten Bürger oder der besser bezahlten Arbeiter, die schon mehr für die Wohnung aufwenden können, oder gar der Reichen, die sich eine eigene Kinderstube mit der großen kautschukgepolsterten Gehschule leisten können, ist besser daran. Freilich — Erfahrung sammelt das Proletarierkind mehr. Es guckt überall hinein und führt, wie alle Kinder dieses Alters, alles zum Mund, der bis dahin das lebenswichtigste Organ des jungen Erdenbürgers war und nun auch über alles Auskunft geben soll, ob es genießbar sei. Darin liegt die größte Gefahr in der Proletarierwohnung. Es ist in ihr mehr Schmutz aufgehäuft — leider, es müßte nicht immer so sein — und auch sonst läßt in kinderreichen Familien oft die Ordnung zu wünschen übrig. Eine Stecknadel, die hinunter fiel und nicht gleich aufgehoben wurde, kann den Tod des Kriechlings herbeiführen, der die Nadel natürlich zum Munde führt, so bald sie seine Fingerchen erfaßt haben. Wie oft müssen Mütter den Kindern Knöpfe, Haarnadeln, Federn, Zigarrenstummel oder was sonst unachtsam auf den Boden geworfen wurde, im letzten Augenblick aus dem Munde nehmen! Nicht selten sind Phosphorvergiftungen und Verätzungen der Mundhöhle, führt doch der Kriechling

auch die Zündhölzchen zum Mund, und schrecklich ist das Kapitel der Verätzungen mit Laugenessenz, der einigermaßen vorgebeugt werden könnte, wenn die Essenz auffallend gefärbt würde, etwa blau, aber dagegen, daß der Kriechling aus der Flasche keinen Schluck macht, gibt es nur ein Mittel: die gut verkorkte Flasche im Kasten eingesperrt zu halten. Der Kriechling unterscheidet noch keine Farbe. Das ist eher von den Kleinkindern anzunehmen, die auch noch anderen ernsten Gefahren in der Wohnstube ausgesetzt sind, dem Zündeln mit Zündhölzchen in unbewachten Augenblicken und dem Hinausstürzen aus dem Fenster. Gegen sie hilft nur stete Beaufsichtigung, die die auf sich selbst angewiesene Frau auch dann ihren Kindern nicht immer gewähren kann, wenn sie keiner Arbeit außer Hause nachgeht. Einkaufen muß sie doch gehen und da kann sie nicht immer die Kinder mitschleppen. Sie muß also, wenn sie nicht eine Nachbarin findet, die die Kinder in die Obhut nimmt, die Kinder einsperren, und dann gibt es leider sehr häufig Unglück. Auch hier erweist sich die einzelne Mutter als zu schwach, von den Kindern alle Gefahren abzuwenden. Mit den aufgezählten sind die Gefahren keineswegs erschöpft, die dem Kriechling drohen. Vor allem schlägt er sich so viele Beulen, als es seiner Größe erreichbare Wand- und Möbelkanten im Zimmer gibt, beim Kriechen wie bei den Versuchen, sich aufzurichten. Da kann es manchmal auch ein Loch im Kopf geben, das die beste Mutter nicht selber heilen kann. Auch die Augen sind nicht selten in Gefahr. Nicht zu unterschätzen ist die Gefahr, daß das Kind allerlei Krankheitskeime durch den Mund in den Körper einführt. Beim Rutschen sind die Hände wichtige Stützen. So sauber kann der Boden gar nicht gehalten sein, daß die Händchen nicht sofort verschmutzen, sind auch noch größere Fugen im Fußboden, dann bergen sie unheimliche Gäste. Der Tuberkelbazillus ist hier ebenso daheim wie der Erreger des schrecklichen Wundstarrkrampfes, der Tetanusbazillus, der freilich nur bei tiefergehenden Wunden Unheil anrichten kann, weil die Sporen bei An-

wesenheit von Sauerstoff nicht wachsen. Der Gefahr durch die Tuberkelbazillen aber kann die Mutter mit einiger Beruhigung entgegensehen, wenn die Wohnung nach dem Süden gelegen ist, also den größten Teil des Tages besonnt ist. Lange ehe noch die ersten Bakterien entdeckt waren, hat ein italienischer Arzt den Erfahrungssatz ausgesprochen: „Dove non entra il sole, entra il medico.“ Zu deutsch: „Wo nicht die Sonne eintritt, tritt der Arzt ein.“ Es ist zu verstehen, daß dieses Gesetz zuerst in Italien entdeckt wurde, wo die Baumeister durch Jahrhunderte einen Kampf gegen die Sonne führten und die Gassen und Gäßchen so enge als nur möglich machten, um ja nur Kühle zu erzeugen. Da mußte sich gerade in italienischen Städten den Aerzten die Erscheinung als Erfahrung aufdrängen, daß in unbesonnten Wohnungen die Krankheiten häufiger sind als in besonnten, worauf der sprichwörtlich gewordene Ausspruch des italienischen Arztes hindeutet. Erst die Bakterienforschung aber hat die Ursache dieser Erfahrung aufgedeckt: die bazillentötende Wirkung der Sonnenstrahlen. Ist die Wohnung also besonnt, so ist die Gefahr schon weniger groß, aber sie besteht noch immer, da einem fugenreichen Fußboden immer neue Bakterien zuwachsen.

Dabei ist nebenher die Lehre zu gewinnen, daß insbesondere für Kinderaufzucht sonnige, also nach dem Süden gelegene Räume die einzig geeigneten sind. Bei der planlosen Bauweise in unseren Großstädten und bei dem Umstand, daß auch bei der Anlegung neuer Straßen nicht darauf Bedacht genommen wird, ob und wieviel die künftigen Wohnungen besonnt sein werden, stehen wir gerade in dieser Hinsicht geradezu trostlosen Tatsachen gegenüber und einer Gleichgültigkeit der Stadtbaubehörden und der Leiter der Schulen, denen die Ausbildung der Baukünstler obliegt, daß man schier verzweifeln möchte. Ein geschickter Baukünstler, der nicht nur fürs Auge schaffen will, sondern vor allem für die menschliche Gesundheit und Behaglichkeit, wird auf jedem Baugrund nach welcher Richtung immer er auch gelegen sein mag,

das Kunststück treffen, den Wohn- und Schlafräumen möglichst viel Sonne zu sichern. Er wird sich eben nicht scheuen, Küche, Abortfenster, das Stiegenhaus, alle sonst weniger wichtigen Nebenräume, nach der Gasse zu verlegen, wenn diese Front etwa die Nordfront wäre, und wenn dem nicht die räuberische Ausnutzung der Baugründe für Vorder- und Hinterhaus entgegensteht. Aber wie wenig solche geschickte und mutige Baukünstler haben wir und wie wenige Bauherren und Geldgeber folgen ihnen auf diesem Weg! „Das Klosettfenster auf die Gasse! So ein Wahnwitz. Da komme ich ja ins Witzblatt ... nein, nein, lieber soll mein Haus ein Bakterienbrutkasten sein, ehe ich es so verschandeln lasse." Wieder einmal ein kleiner Hinweis auf die Macht des Kapitalismus. Man hört die Hausbesitzer förmlich schon so reden, wenn man ihnen solche Zumutungen stellte. Dennoch wäre eine Bauordnung, die auch solche Dinge vorsieht, die einzige Rettung vor der Anarchie im Städtebau, die einzige Möglichkeit, der Sonne den ihr gebührenden Ehrenplatz als Helferin bei Bekämpfung unserer schlimmsten Feinde einzuräumen. Der Sonne Zutritt in jede Wohnung ohne Rücksicht auf ästhetische Grundeignerschmerzen und Profitwünsche, das müßte das oberste Gesetz der staatlichen Städtebauordnung sein, die man heute noch gar nicht kennt. Jeder Stadt ist es selbst überlassen, sich eine Bauordnung zu geben, als ob die Volksgesundheit wirklich eine Sache der Einsicht jeder einzelnen Stadtverwaltung wäre. Die Grundgesetze gesundheitlichen Wohnens müßten in Reichsrahmengesetzen festgehalten sein. Solange der Grund und Boden, insbesondere in den Städten, ein Wucherobjekt ersten Ranges ist, ist allerdings wenig Aussicht, daß ein solches Gesetz durchgreifen wird. Auch die städtische Bauweise muß auf den Erlöser Sozialismus warten, der nicht nur der Sonne Zutritt in die Wohnungen verschaffen, sondern der auch Gemeinschaftseinrichtungen in den Häusern und in den Häuserblocks schaffen wird, die heute noch unbekannt sind, zu denen gleichwohl aber schon Ansätze

vorhanden sind. Die italienische Sozialpädagogin Dr. Maria Montessori hat angeregt und in einem Falle bei einer gemeinnützigen Baugesellschaft auch durchgesetzt, daß zu jedem Häuserblock ein Kinderhort und Kindergarten so gebaut werde, daß er im Mittelpunkt des Häuserblocks liegt, die Horte also gewissermaßen unter den Augen der Mütter wirken. Wieder steht diesem reifen Gedanken der Kapitalismus im Wege. Häuser baut man der Verzinsung wegen und nicht, um mit ihnen Wohltaten zu üben. Bis zu einem gewissen Grade sind diesem Gesetz auch alle gemeinnützigen Baugesellschaften unterworfen, die ihren Geldgebern, meistens Sparkassen, Zinsen zahlen, also aus den Mietern wenigstens diese Verzinsung neben der Kapitalsabstattung herausschlagen müssen. Auch die gemeinnützigen Baugesellschaften können solche Gemeinschaftseinrichtungen nur dann schaffen, wenn Aussicht besteht, daß der Aufwand hierfür auf die Mieter überwälzt werden kann. Dazu fehlt es noch vielfach an der Erziehung zu richtiger Wohnweise. In allen Großstädten sind in den letzten Jahrzehnten viele gemeinnützige Wohnbauten aufgeführt worden, aus öffentlichen Geldern wie aus Pensionsfonds, aus den Reserven großer Versicherungsinstitute und aus anderen Mitteln, aber nirgends ist man über die allgemein gebräuchlichen Gemeinschaftseinrichtungen hinausgekommen, über die gemeinsame Wäscherei, über das Bad, über den kleinen Spielhof und den Gartenfleck zum Gemüsebau. Hie und da wurde noch ein kleiner Vortragssaal für Versammlungen geschaffen. Alle diese vielen gemeinnützigen Wohnungsanlagen, z. B. Britz bei Berlin, die Ulmer städtischen Anlagen, die Häuser der Frankfurter gemeinnützigen Wohnbaugesellschaft, die der Hamburger Produktion, die des Ginesttrust in London, die Kolonie Milanino bei Mailand, die Häuser der gemeinnützigen Wohnbaugesellschaft und der Arbeiterkrankenkassen in Wr. Neustadt, die Häuser der Stiftung für Volkswohnungen und der gemeinnützigen Baugesellschaft in Wien, die der Eisenbahner, Straßenbahner,

Krankenkassen und Unfallversicherung im selben Orte, alle diese müßten heute noch solche Gemeinschaftseinrichtungen schaffen, die den Müttern eine Last der Verantwortung abnehmen, die diese oft nicht tragen können und die vielen, vielen Kindern Gesundheit und Leben retten könnten. Da müßten sich nur die Mieter solcher Häuserblocks zu gemeinsamem Wollen zusammenfinden und es könnte in jeder solcher Anlage mit der Zeit ein Kriechlingshort, ein Kindergarten*) nach der so wohl durchdachten Art der Dr. Maria Montessori entstehen, die die Erziehung der Kinder durch Selbstbetätigung der Kleinen zu erzielen sucht, und dabei die Erziehung revolutioniert, dazu ein Hort für die Schuljugend, ein Spiel- und Turnplatz, ein Eislaufplatz, ein Lehrgarten und noch einiges mehr. Gibt es einen gemeinsamen Mangelraum im Hause, warum soll es im dichtbevölkerten Proletarierhaus nicht auch einen Absonderungsraum für verdächtige Krankheiten geben, in dem die Mutter ihr Kind solange pflegen kann, bis eine Ueberführung ins Krankenhaus möglich ist. Es würde durch eine solche Einrichtung der Uebertragung ansteckender Krankheiten sehr entgegengewirkt und mancher Familie schweres Ungemach erspart werden. Das alles ließe sich durch den Willen der Mieter heute schon verwirklichen — aber wie gesagt, nur in den wenigen gemeinnützigen Bauten, die die einzelnen Großstädte haben. Aber kaum denkbar ist ein gleiches in den Häuserblocks, die von den Mietkasernen gebildet sind. Wenn hier der Wille der Mieter noch so stark wäre, aus den engen, luftlosen Lichthöfen, über die hinüber ein Haus dem anderen in den Magen sehen kann, könnten nicht die breiten luftigen Zwischenräume geschaffen werden, die für die ins Freie zu verlegenden Gemeinschaftseinrichtungen nötig wären. Der Kapitalismus hat jedes Fleckchen des teuren Grundes ausgenützt und das rächt sich nun an der Gesundheit

*) Der neue Wohnhaustyp, den die Gemeinde Wien 1921—23 schuf, geht auch an diese Aufgabe heran. Die Häuser am Margaretengürtel haben einen „Kindergarten", der „Fuchsenfeldhof" einen „Kinderhort".

unserer Kinder, die um so mehr in Gefahr gerät, je mehr solche luft- und lichtlosen Zinsburgen gebaut werden. Wenn in den Zusammenbruchsjahren nach dem Krieg in der privaten Spekulation im Häuserbau völliger Stillstand eingetreten war, weil das Mieterschutzgesetz, das die Miete der sonst allgemeinen Preissteigerung entzieht, den Häuserbau augenblicklich nicht einträglich genug erscheinen ließ, so wird doch diese Spekulation bald um so wütender einsetzen. Eine gute Bauordnung wird die Profitmöglichkeit auf Kosten der Volksgesundheit wohl einigermaßen eindämmen können, aber höchstens in dem Maße, als sozialistische Gesetzgeber über kapitalistische die Uebermacht gewinnen. Halten sie sich die Wage oder steht es umgekehrt, dann ist wenig Hoffnung auf die Hilfe einer guten Bauordnung, um die überall der Kampf tobt, zu setzen. Immer wieder müssen wir unsere Hoffnung auf den Sozialismus setzen, der an die Stelle der Anarchie der Plusmacherei auch hier die Organisation setzen wird. Dann werden Kriechling und Kleinkind vor all den Gefahren behütet sein, die sie heute noch eindämmen, ohne daß die Mutterliebe schon den Weg zur Hilfe gefunden hätte.

★ ★ ★

Das Schulkind.

Ist das Kind endlich schulreif geworden, dann atmet die Mutter in der Meinung auf, daß es nun aus dem gröbsten heraus sei. Wie falsch! Das Kind hat nun wohl schon etwas mehr Selbständigkeit gewonnen, es unterscheidet schon mehr, was ihm zuträglich und was ihm schädlich sein könnte, aber sein Tatendrang ist mit dem steigenden Alter und mit der wachsenden Selbständigkeit auch größer geworden. Daraus und aus der neuen Umgebung, in die das Kind nun verpflanzt wird, ergeben sich neue Gefahren, an denen nicht achtlos vorübergegangen werden kann. Die Schule gibt dem Kinde die neue Umgebung. Die erste Gefahr, die dem Schulkind droht, sind die als „Schulkrankheiten" bekannten ansteckenden Krankheiten, die Masern, der Mumbs, der Scharlach, die Diphtherie. Mit zitternder Sorge beobachtet die Mutter ihr Kind und wird, sofern sie Verdächtiges bemerkt, sofort den Arzt holen, vorausgesetzt, daß sie dazu die Mittel hat. Noch ist die alte, nicht nur sozialistische Forderung, Schulärzte zu bestellen, nicht überall erfüllt und auch sonst läßt der öffentliche ärztliche Dienst viel zu wünschen übrig. Der Arzt, der den Unbemittelten zu helfen hat, heißt noch immer Armenarzt, und es ist nicht auch jedermanns Geschmack, sich als Armer behandeln zu lassen. Es trägt auch nicht zur Charakterbildung des Kindes bei, wenn es von früher Jugend auf auch von der öffentlichen Gewalt als Armenkind angesehen und danach behandelt wird. Jedes Kind hat ein Recht auf Gesundheit und darum auch ein Recht auf ärztliche Hilfe und dieses darf nicht dadurch verbittert werden, daß es zum Armenrecht gemacht wird. Es ist Menschenrecht, Kindesrecht, ärztliche Hilfe auch

dann zu bekommen, wenn sie der Kranke nicht bezahlen kann. Aus dem Armenarzt muß also der Amtsarzt, der Fürsorgearzt werden, wie das in Wien seit 1921 der Fall ist. Auf einer höheren Stufe des sozialen Lebens wird die ärztliche Hilfe jedem so zugänglich sein, wie heute dem Städter etwa das gesunde Trinkwasser. Die Gesellschaft wird begreifen, daß es nicht nur der Nutzen des einzelnen, daß es ein Gewinn für die Gesellschaft ist, wenn die Bürger vor ernsten Krankheiten bewahrt werden. In Deutschland hat die kräftig ausgebaute Sozialversicherung schon einen tüchtigen Schritt nach vorwärts in dieser Richtung gemacht. Auch in Oesterreich konnte im letzten Kriegsjahr die schon lange geforderte Angehörigenversicherung der Krankenkassenmitglieder durchgeführt werden, aber damit sind noch keineswegs alle erfaßt, die ärztliche Hilfe nötig haben, diese bedarf dringend des sozialen Ausbaues. Heute muß sich also die Mutter helfen, so gut als es möglich ist. Aber darum dem Kinde die ärztliche Hilfe versagen, weil der Kapitalismus diese noch so häufig in demütigender Form bietet, das wird keine Mutter tun, sie wird keinen Weg scheuen, um von ihrem Kinde rechtzeitig die Gefahr zu bannen.

Daß das Kind eine ansteckende Krankheit nach Hause bringen kann, ist natürlich nicht die einzige Gefahr, die die Schule mit sich bringt. Sie ist nur die am deutlichsten sichtbare. Die größeren und dauernden Gefahren kommen von der Schulbank und von der Ueberfüllung der Schulklassen her, die nicht nur in Oesterreich typische Merkmale bürgerlicher Schulverwaltung waren und sind. Es gab z. B. in Wien Schulklassen, in die bis zu 90 Kinder gepfercht waren. Erst der durch den Krieg bedingte Rückgang der Schülerzahl brachte hier Besserung. Die sozialdemokratische Stadtverwaltung aber erfüllte eine andere alte soziale Forderung. Sie brach mit dem System der „Armenlernmittel". In Wien bekommt nun jedes Kind die Lernmittel umsonst beigestellt, ein wichtiger Schritt vorwärts zur Durchdringung der Schule mit

sozialer Demokratie. Eine andere Forderung ist noch nicht erfüllt, das gemeinsame Schulfrühstück. Dazu fehlen die Einrichtungen und die Mittel. Die Schulküche und der Speiseraum in der Schule wären dazu die Voraussetzung. Diese sind meist nicht vorhanden. Erst beim Bau neuer Schulen wird auch daran gedacht werden müssen, wobei es weniger auf den Bau von Schulküchen als auf die Einrichtung von Speiseräumen ankommen wird. Die amerikanische Ausspeisung, die während der Uebergangsjahre vom Krieg zum Frieden zuzeiten fast dreiviertel der Wiener Schulkinder erfaßte, kochte in Zentralküchen und führte die Speisen in sogenannten „U-Booten", gut verschließbaren Kesseln in U-Bootform, zu.

Um wieviel schlechter das Proletarierkind daran ist, geht daraus hervor, daß noch immer viele Tausende ohne Frühstück zum Unterricht kommen. Wie sollen sie ihm dann folgen können? Können untererernährte Gehirne lernen?

Nun aber zur Schulbank. Sie ist der Feind gesunder körperlicher Entwicklung und sie gefährdet die Sehkraft, jede Schulbank, auch die verstellbare, die in der Regel erst verstellt wird, wenn sie schon Schaden gestiftet hat. Das Auskunftsmittel hat das System Montessori gebracht und nach ihm die Freiluftschule, wie etwa die Scola aperto in Bologna und andere Reformschulen Italiens. Jedes Kind hat seinen eigenen Arbeitstisch. Dadurch wird es jedem Kinde möglich, seinen Tisch ins rechte Licht zu rücken, und es tut das nach den Beobachtungen der Frau Montessori schon jedes Kleinkind instinktiv. Der Körper wird des Zwanges ledig, den ihm die Schulbank auferlegt. Das Kind regelt auch selbst den Abstand zwischen Tischplatte und Auge. Dreierlei Nutzen für die körperliche Entwicklung wird dadurch erzielt. Erstens wird dem Kinde die so notwendige Bewegungsfreiheit auch beim Sitzen gewährleistet, zweitens nimmt es keine den Lungen schädliche Haltung ein, wenigstens nicht lange — auch diese Haltung wird instinktiv geändert — und drittens wird das Auge nicht gefährdet. Diese

Gefahren übersehen leider noch viele Schulmänner, sonst hätten sie schon längst mit den Schulbänken aufräumen müssen. Das hängt mit unserer ganzen öffentlichen Jugenderziehung innig zusammen. Alles soll in Reih' und Glied eingeordnet sein. Wenn man sagt, daß der preußische Schulmeister die deutsche Armee gemacht habe, ebenso sicher ist, daß der preußische Feldwebel auch die Schulmeister stark beeinflußt hat. Die meisten Lehrer würden regelloses Sitzen ihrer Schüler in der Klasse für unmöglich halten. Frau Montessori beweist es mit ihrem System, daß es möglich ist und daß sich Lehrer und Schüler wohler fühlen. Freilich gibt sie damit bewußt oder unbewußt den Königsgedanken der Schule des kapitalistischen Zeitalters preis, daß die Schule eine Autoritätsschule sein müsse.

Sie erzählt in ihrem Buche über „Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter" (Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann), in dem sie die Schulbank so vernichtend verurteilt, wie sie die Kleinkinderschule mit leichtbeweglichen Stühlchen und Tischchen eingerichtet hat und wie sie es den Kindern freistellte, sich damit zu setzen wie sie wollten und wo sie wollten. Gar bald lernten es die Kinder so achtsam umzugehen, daß sie keinen Stuhl mehr umstießen. Sie lernten von der Freiheit vollen Gebrauch zu machen. Anderswo aber — leider kann ich es nicht mehr feststellen wo es war, erzählte man mir, daß sich in einem Montessori-Kinderheim alle Kinder zum Fenster gesetzt hätten. Hin zum Licht! Alles Leben strebt aus der Finsternis zum Licht. Der Keim im Mutterleibe drängt zum Licht wie der Keim im Schoß der Erde. Nachtfalter — Eule — Fledermaus werden in den Bann des Lichtes gezogen. Die Fenster sind die Augen des Zimmers. Durch sie dringt das Licht ein. Hin zu ihnen zieht es das lichthungrige Leben im geschlossenen Raum. Das Montessorisystem lehnt die gewalttätige Erziehung ab, sie wünscht die selbsttätige und macht dabei die Erfahrung, wie die Kinder selbst das Natürliche und dabei beste finden. Denken wir uns dieses Verhalten der Jugend übertragen auf

die Autoritätsschule mit Zwangsbank in Reih und Glied und Katheder und dem Stab (natürlich nur) zum Zeigen. (Der Lehrer „zeigt es" den Kindern auch manchmal damit!) Denken wir, auch sie hätten Tische und Stühle und die Freiheit, sich zu setzen, wie sie wollten und auch sie strebten zum Licht mit dem Gesicht hinaus ins Freie. Was wäre die Folge? Da der erhöhte Platz des Lehrers nicht draußen im Freien ist, so zeigten alle diese Kinder nun dem Lehrer den Rücken — oder ihre Seitenansicht. Wollte er mit den Kindern die Verbindung aufrechterhalten, so müßte er von seinem erhöhten Platz hinuntersteigen und sich als Gleicher unter Gleichen unter die Kleinen mischen. Damit wäre der Schulkaiser entthront, oder wenn man will, der Unterrichtsfeldwebel. Aus dem mit größter Autorität ausgestatteten Befehlshaber über die Jugend wäre ihr Freund, ihr Führer geworden, der sich mit den Kleinen auf demselben Boden bewegen müßte, wenn er von ihnen beachtet werden wollte, oder er müßte sich bekennen, daß er zu dem hohen Amte, das ihm von der Gunst des Schicksals geworden ist, untauglich ist. Freund und Führer der Jugend zu sein, es gibt kein höheres Amt! Die Entthronung des Schulkaisers mag nun von Frau Montessori nicht beabsichtigt gewesen sein, aber daß sich diese Wirkung einstellt, zählt zu dem Erfreulichsten der neuzeitlichen Pädagogik. Es bahnt über alle Schulreformen hinaus die Schulrevolution an.

Die Schulbanksorge läßt auch eine andere Frage auftauchen. Sitzen unsere Kinder nicht überhaupt zu viel in der Schule? Sollten dem Schulunterricht nicht freiere Formen gegeben werden? Darauf muß Antwort werden. Kein Zweifel, die Kinder sitzen viel zu viel. Man stelle sich ein anderes junges Tier, einen Hund, ein Zicklein, ein Füllen vor, das täglich vier bis sieben Stunden in einer Zwangsstellung verharren sollte. Was wäre das für ein Geheul, für ein Meckern, für ein Wiehern, wie würden diese Tiere an dem Strick zerren, der sie fesselt, wie würden sie sich austoben, wenn sie der Fessel wieder ledig wären. Beim jungen Hund und Pferd, bei der

jungen Ziege begreifen wir es — beim Menschenjungen fehlt uns dieses Verständnis. Wir sehen nur die geistige Ausbildung und erzieherische Beeinflussung vor uns und übersehen, daß wir zuerst unseren Kindern einen gesunden Körper geben müssen. Die Physiologen freilich haben schon darüber nachgedacht. Auf der Mannheimer Tagung des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege" (1905 Sonderabdruck aus der „Deutschen Zeitschrift für öffentliche Gesundheitspflege") wurde darüber beraten, wie die Spiel- und Sportplätze unserer Jugend beschaffen sein sollen. Dabei erinnerte ein Redner daran, daß diese Lust zu allseitiger Bewegung, die bei allen jungen Tieren zu beobachten ist, auf den Umstand zurückzuführen sei, daß zuerst die Knochen wachsen und daß sich die Muskeln dann erst anpassen müssen. Das aber können sie nur durch Betätigung. Uebung macht den Meister. Das gilt auch hier. Jene Muskeln werden sich am besten anpassen und das Ebenmaß der Glieder herbeiführen, die sich am besten betätigen können. Nun denke man an die Zwangsbank der Schule!

In meiner Jugend gab es einen Kindervers: „Händ' auf d' Bank — die Katz ist krank". So verhöhnt unbewußt die Jugend selbst die Einrichtung der Schulbank, geschaffen von Pädagogen, die es über allem Fachsimpeln über die Schulbank vergaßen, sich auch mit den Gesetzen der körperlichen Entwicklung zu beschäftigen. In dieser Zwangsbank müssen die Muskeln verkommen, wenn sich die Jugend nicht selbst hülfe. In seinen „Schlimmen Buben in der Schule" läßt der Wiener Volksdichter Nestroy den größten Jungen aufzeigen und sagen: „Bitt' Herr Lehrer, der Riß raß mich, und ich stieß ihn, weil er mich staß". Die „Pädagogen" mußten das Hinausstellen, das „Klassen-Buch" und was es sonst für Dummheiten und Quälereien in der Schule gibt, erfinden, um diese Elementargewalt, die in jedem gesunden Kinde lebt, einigermaßen einzudämmen. Es ist ihnen nicht gelungen, die Natur zu unterdrücken, sie in Reih und Glied zu zwängen, was bei den meisten wohl unbewußt das Ziel aller dieser Pädago-

gen war, die die Drolligkeit der anderen jungen Tiere nicht nur begriffen, sondern sie besonders lebhaften jungen Menschenkieren gegenüber sogar zum Vergleich heranzogen. „Sie sind ja wie ein junger Hund." „Der Knabe ist lebhaft wie ein Füllen." Wie oft wurden von den „Pädagogen" solche Vergleiche herangezogen, aber den Dingen auf den Grund gegangen sind sie darum doch nicht. Daß es dieselbe Ursache ist, die die gleichen Erscheinungen hervorbringt, das Anpassungsbestreben der Muskeln an die Knochen, das haben sie nicht beachtet, wenigstens haben sie nicht danach gehandelt. Großgewachsenen Leuten sagt die Volksbeobachtung nach, daß sie ungeschickt, „patschig" seien. Die Beobachtung stimmt. Auch sie ist auf die gleiche Ursache zurückzuführen. Großgewachsene Menschen vermögen schon in der Zeit ihres Wachstums ihre Muskeln nicht so allseitig zu betätigen, wie kleinere Leute. Die Wirkung davon: Ihre Muskeln passen sich nie vollständig an, weshalb diese Menschen nie das Ebenmaß ihrer Glieder gewinnen. Sie bleiben ungelenk, ungeschickt, linkisch in ihren Bewegungen ihr Leben lang.

Die Schulbank ist ein wesentlicher Bestandteil unserer bisherigen Unterrichtsmethode, in die in Oesterreich zuerst der sozialdemokratische Unterstaatssekretär Glöckel Bresche gelegt hat. Sein Bestreben geht dahin, den Unterricht mehr an das Leben anknüpfen zu lassen. Ein Uebergang zu der Arbeitsschule sollte gefunden werden. Der Versuch läßt sich gut an. Immer häufiger sehen wir, daß sich der Schulunterricht im Freien abspielt, daß die Lehrer mit ihren Schülern durch die Stadt oder im Freien wandern, um dann die bei solchen Lehrausgängen empfangenen Eindrücke mit der Jugend schreibend, rechnend, zeichnend, modellierend, schnitzelnd und in Gesprächen zu verarbeiten. Das ist ein bedeutender Schritt nach vorwärts, aber er zwingt die Kinder noch immer allzuviel in die Schulbank, denn dem einen Spaziergang oder Ausflug folgen vierzehn Tage, an denen die im Freien gewonnenen Eindrücke verarbeitet werden müssen. Zwischendurch wird ja der Turnunterricht

gegeben — weniger das Geräteturnen als Spiel und Freiübung, und die Wanderung sollte dabei zu ihrem Recht kommen —, aber das sind wöchentlich zwei Stunden, und aller Sitzunterricht umfaßt 24 bis 28 Stunden, wozu noch das häusliche Aufgabensitzen kommt, und wir haben eine so große Zahl von Zwangsstunden, daß wir auch bei dieser Reform die Kinder noch stark im Nachteil sehen. Mein Ideal ginge dahin, die Kinder mit sechs Jahren lesen zu lehren und sonst nichts. Haben sie diese Kunst heraus — auch sie kann im Umherziehen geübt werden, wenn die Kinder nur die Anfangsgründe haben —, dann gilt es nur, sie mit guten und wissenden Menschen zu umgeben, die nun durch vier Jahre hindurch mit den Kindern nichts tun, als ihre Fragen zu beantworten und zur Beantwortung dieser Fragen mit ihnen gemeinsam an der Werkbank arbeiten, spazieren gehen, wandern, spielen und lesen, was eben die Frage des einen oder des andern Kindes nötig gemacht hat. Zu einem solchen Lehrer, dem wir unsere Buben wie unsere Töchter gemeinsam anzuvertrauen hätten, würden die Kinder gerne gehen, und sie würden, wenn auch scheinbar die Planmäßigkeit des Unterrichts fehlte — auch die Arbeiten an der Werkbank und die Stadtgänge müßten planmäßig einander folgen —, dennoch raschere Fortschritte im Sammeln an Erkenntnissen machen als mit der Kenntnisvermittlung der heutigen Schule. Der Zusammenkunftsort für diese Lese- und Arbeitsschule könnte leicht der Bänke entbehren. Bequeme Armstühle, der Größe der jugendlichen Körper angepaßt, könnten die Einrichtung eines solchen Saales bilden, der im übrigen nichts brauchte als einen Lichtbildapparat, der jederzeit zur Unterstützung des Gelesenen herangezogen werden könnte, und eine Tafel. Das Ideal wäre für jede Schule wenigstens ein Episkop, ein Lichtbildapparat, der nicht nur die Bilder aus jedem Buch und jedes sonstige beliebige Bild in den natürlichen Farben, jeden Gegenstand, jede Photographie wiedergibt, sondern der auch den naturwissenschaftlichen Anschauungsunterricht am lebenden Objekt, auch mit Zuhilfenahme des

Mikroskops, ermöglicht, also, richtig verwendet, auch das Leben der Kleintiere in riesengroßen lebenden Bildern darstellen könnte. In Riesenbildern an die Wand geworfen, könnten die Kinder da das Treiben einer Maus in einem Glaskäfig oder die Seidenraupe beim Fraß oder die Spinne beim Netzbau oder die Ameise an der Arbeit oder im Kampf, die Biene, die Fliege, die Blüte — die ganze Unendlichkeit der Natur mit staunenden Augen schauen. Die Schule müßte auch Werkstätten haben, die es den Kindern ermöglichen, sich täglich in allerlei Handfertigkeiten zu versuchen und in denen den Kindern auch spielerisch die ersten Zahlenbegriffe und die Rechenarten beigebracht werden könnten. Die methodische Kenntnisvermittlung aber hätte erst mit dem vollendeten zehnten Lebensjahr einzusetzen. Sie würde nach solchen Voraussetzungen in den vier Jahren spielend leicht den Unterrichtsstoff der acht Jahre Volks- und Bürgerschule bewältigen. Erst nach Zurücklegung dieser vier Klassen aber würde jedem Begabten die Einheitsmittelschule zugänglich sein, die so ausgebaut werden müßte, daß die Jugend von ihr auch die Beherrschung einer zweiten lebenden Sprache unbedingt mit auf den Lebensweg bekommt. Das Sprachstudium müßte schon in den vier Lese-Wander-Jahren durch das Sammeln eines Schatzes von Wörtern und einfachen Sätzen vorbereitet werden. Natürlich ohne Quälerei mit der Grammatik. Warum sollen nur die Kinder der Reichen die Möglichkeit haben, eine Sprache spielend, plappernd mitzulernen? Die einfache Grammatik hätten dann die vier Schullernjahre, wie in der deutschen, so auch in der fremden Sprache zu vermitteln. In die Syntax aber brauchten nur die höheren Schüler, die den Besuchern der Oberklassen der heutigen Mittelschulen entsprächen, einzudringen. Das wichtigste am Sprachstudium ist, daß sich der Lernende bald verständlich auszudrücken vermag; in die Gesetzmäßigkeiten und Feinheiten der fremden Sprache braucht nur der einzudringen, der dazu Neigung hat oder der sich dazu berufen fühlt, ein Lehrender zu werden.

Wir haben vorhin den Satz aufgestellt, daß wir in dieser Lese-Arbeitsschule die Kinder mit guten und wissenden Menschen umgeben müssen, das wäre eine Voraussetzung der Erfolge. Wenn wir auf unsere Kinder wieder die unreifen und unerfahrenen jungen Menschen loslossen, die die Lehrerdrillanstalten jedes Jahr zu vielen Hunderten erzeugen, dann wäre der ganze Erfolg in Frage. Die Heranbildung der Lehrer muß eine andere werden. Volks- und Bürgerschule, wie vier Jahre Lehrbildungsanstalt können dem Lehrer nicht das Rüstzeug zu solchem freien Unterricht vermitteln. Heute werden in den österreichischen Lehrerbildungsanstalten fast nur Handwerker des Unterrichts erzogen, Kadetten des Einmaleins, Unterrichtsfeldwebel. In manchen anderen Ländern ist es nicht viel besser. Was wir für unsere Jugend brauchen, sind wirklich gebildete Menschen, und zwar nicht nur Menschen mit Kenntnissen (der Besitz von Kenntnissen wird häufig mit Bildung verwechselt), sondern Menschen, die Kenntnisse, Erfahrung und Herzensbildung in sich vereinigen. Für diese jüngsten Jahrgänge (der Lese-Arbeitsschule) werden wir mit besonderem Gewinn Frauen in den Dienst stellen können, und zwar auch hier nicht die jüngsten, sondern die mütterlichsten. In den Altersstufen von sechs bis zehn Jahren könnten sie auch die körperliche Ertüchtigung durch Jugendspiel und Wandern übernehmen. Erst vom zehnten Lebensjahr an werden junge Männer bessere Gefährten beim Jugendspiel sein.

Eine solche Schule würde sich schon mehr dem Gymnasion der alten Griechen nähern, das die körperliche Ertüchtigung der Jugend voranstellte. Dahin müssen wir auch kommen. Zuerst gesunde Körper! In sie gesunde Seelen zu versenken ist wesentlich leichter als in die körperlich und seelisch angefaulte Jugend von heute, das traurige Ergebnis des Wütens der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Was bei dieser fortwährenden „Auslese" vom Embryo bis zum Schulkind übrig bleibt, ist nicht etwa als eine natürliche

Auslese der Besten anzusehen. Vieles ging dahin, über dessen Wert wir uns gar keine Rechenschaft zu geben vermögen. Wer wollte sagen, daß die zehntausend Säuglinge, die allein in Wien noch in diesem Jahrhundert Jahr um Jahr eingescharrt wurden, deshalb nichts Großes der Menschheit hätten leisten können, weil ihren Müttern die Möglichkeit genommen war, sie zu säugen und dadurch vor einer tödlichen Darmkrankheit zu retten? Wie viele Künstler und Gelehrte, Schriftsteller und Politiker, Erfinder und Entdecker, Pädagogen und Volksführer und sonst brauchbare Menschen damit zu Grabe getragen wurden, wer wollte es sagen? Wer vermöchte zu sagen, daß die „abgetriebenen" Kinder — auch die Fruchtabtreibungen häufen sich — nicht auch Begabungen hätten sein können? Was bei dieser Auslese übrig bleibt, hat mehr der Zufall vor dem Untergange gerettet, als etwas anderes: Der Zufall, daß ein Elternteil vielleicht noch Verwandte auf dem Lande hatte, die das Kind einmal in Ferien nehmen; der Zufall, daß die Familie eine sonnige Wohnung bekam, daß das Kind vielleicht (wenn es ein Wiener Kind war) im Jahre 1920 unter den 120 000 Kindern war, die damals das Ausland aufnahm und nicht unter den 30 000, für die kein Platz war; der Zufall, daß die Mutter nicht in einer Flaschenkapselfabrik unter Entwicklung giftiger Bleidämpfe arbeiten mußte, sondern in einem anderen Betrieb, dessen Ausstrahlungen nicht schon den Embryo im Mutterleibe tötete; der Zufall, daß die Mutter keinen tuberkulösen, sondern einen anderen Lebensgefährten fand oder umgekehrt keinen starken und gesunden, der in den Krieg mußte, sondern einen Krüppel, der daheim bleiben und darum auch besser für die Familie sorgen konnte als die Kriegerfrau, die auf den Unterhaltsbeitrag angewiesen war; der Zufall, daß der Vater des einen vom Gerüst stürzte und damit auch über die Familie Hunger und Elend brachte, während der andere nicht zum Krüppel auf dem Schlachtfelde der Arbeit wurde. Hier von einer Auslese der Tüchtigen zu sprechen wäre Wahnsinn. Der Kapitalismus ist auch hier anarchisch. In seinem

Wüten gegen die kommenden Geschlechter ist aber auch nicht eine Spur von ordnender Vernunft zu entdecken. Um so bewußter müssen sich die Ueberlebenden zur Wehre setzen, um in die Aufzucht und Erziehung ordnende Vernunft zu bringen, damit jedem Kinde die Möglichkeit werde, dereinst im Leben auf dem richtigen Platz zu stehen.

Ueberblicken wir dieses weite Gebiet, so werden wir viele Tausende finden, die nicht auf dem rechten Platze stehen, denen aber das Schicksal, dem sich die Masse fast widerstandslos ergibt, nichts anderes geboten hat. Wir reden so viel von Berufswahl und vergessen dabei, daß es vor allem Menschen in der Umgebung des Kindes geben muß, die seine Neigungen und Begabungen entdecken und was sie an Gutem an dem Kinde sehen, möglichst begünstigen und dadurch fortbilden. Die Eltern haben in der Regel selbst nicht mehr mitbekommen, als ihnen die unteren Schulen geben. Das hat zur Not ausgereicht, daß sie als Verkäufer ihrer Arbeitskraft auf dem Markte auftreten konnten, aber es gab ihnen selten die Möglichkeit, besondere Fähigkeiten ihrer Kinder zu entdecken und auszubilden. Auch ihren Freunden und Verwandten geht es so, und die Schule ist bisher an die Jugend gar nicht so nahe herangekommen, außer in Ausnahmefällen, d. h. dort, wo dem Lehrer die ganz besondere Begabung eines Schülers aufgefallen ist. Nicht selten wurde dann so ein Junge dem unfruchtbarsten Beruf zugeführt, weil für diesen in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die besten Studienmöglichkeiten vorgesehen sind, er wurde Geistlicher. Nicht immer gelang es allerdings, auf diese Weise alle Begabung zu unterdrücken. Starke Begabungen kamen auch im Kloster oder Pfarrhof zum Durchbruch, wofür uns der Entdecker des Mendelschen Gesetzes, Pfarrer Gregor Mendel, oder Pfarrer Frensen Beispiele sein mögen. An dem Erwachsenen können wir es sehen, wie sehr die Berufsberatung noch versagt. Was nützte sie auch, wenn der überwiegend großen Zahl der Heranwachsenden einfach alle Fortbildungsmöglichkeiten verschlossen sind. Nicht

einmal die Meisterlehre als Fortbildungsmöglichkeit bleibt ihm offen. Sind die Eltern schon so einsichtig, das Opfer zu bringen und auf den Verdienst des Kindes als jugendlichen Hilfsarbeiter zu verzichten, so kann sich so ein Junge oder so ein Mädchen doch sehr oft darum nicht die Lehre nicht wählen, weil irgendeine Kleinigkeit dazu fehlt. Ein Junge möchte gern Schlosser werden, es findet sich aber keine Lehre gegen Kost und Quartier, und „aus dem Brot" muß der Junge gebracht werden. Ein Schneider wäre gern bereit, ihn zu nehmen, oder vielleicht ein Bäcker. So wird der Junge Schneider oder Bäcker, und zeitlebens kann er es nicht vergessen, daß ihm das Ideal seiner Jugend unerfüllt geblieben ist. Am Lehrgeld kanns scheitern oder daran, daß sich ein Meister nicht bereit findet, die Kleidung herzustellen. Wieder spielen tausend Zufälligkeiten und Kleinigkeiten mit, um dem Lebensweg eines Menschen Richtung zu geben. Geschweige denn, daß den breiten Massen alle die vielen anderen Bildungsmöglichkeiten offen blieben. Nur die stärksten Begabungen innerhalb des Proletariats ringen sich durch, während das Bürgertum, der Geldbesitz, seine Kinder — geht es, wie es geht — akademische Grade und damit das Herrentum erreichen lassen kann, wenn sie nur irgend wollen. Dabei kommt es oft gar nicht auf die Begabung der Kinder, nur auf den Reichtum der Eltern und ihre Ausdauer im Zahlen an. Lehrer auch zu solchen erniedrigenden Sklavendiensten finden sich in Hülle und Fülle. Wir stehen hier sehr oft einer umgekehrten Auslese der Untüchtigsten gegenüber.

„Dem Tüchtigen freie Bahn", verkündete Bethmann Hollweg während des Krieges, und diesen Worten folgend wurden in Oesterreich nach dem Umsturz Staatserziehungsanstalten gegründet, in die nur die Tüchtigsten aufgenommen werden. Ein bedeutsamer Anfang. Der Erfolg liegt in der Hand der Männer, die diese Anstalten leiten. Bisher hat der Staat nur Adels- und Offizierskinder zu Offizieren, Staatsbeamten oder zu „Damen der Gesellschaft" erzogen — nun will er jedem Tüchtigen die Bahn

öffnen. Der sozialdemokratische Verweser des Unterrichtsamts hat damit versucht, der sozialistischen Wirtschaftsordnung Vorarbeit zu leisten. Der Erfolg steht aber bei den Menschen. Sind es Unterrichtsbeamte alten Stils, so wird wenig von ihnen zu erwarten sein.

Doch kehren wir wieder zur Mutter zurück, die glaubt mit dem Beginn der Schuljahre die größte Sorge loszuhaben. In Wirklichkeit ist sie nur der Verantwortung für ihr Kind für einige Stunden des Tages enthoben. Die Sorge wird nicht kleiner. Betritt das Kind die Schule, dann ist es auch schon mit der sorgenlosen goldenen Jugendzeit vorbei. Mit der ersten Schiefertafel, die das Kind mit „Einsern" bekritzeln muß, beginnt das Pflichtleben der Menschen. Die Erziehung zur Erfüllung dieser Pflicht ist aber Aufgabe und Sorge der Mutter. Da gibt es oft Plage und Verdruß, Schelten und manchmal noch schlimmeres. Oft weiß sich so eine verzweifelte Mutter gar nicht mehr zu helfen. Ihre Nerven halten nicht mehr stand. Was ereignet sich da? Das Kind drängt der Sonne zu, der Freiheit — die Mutter hat über die Pflichterfüllung zu wachen und dann werden wieder alle die weisen Sprüche lebendig, die wir von den Großmüttern als Erziehungsgut erhalten haben. Bald heißt es: „Morgenstund' hat Gold im Mund" und wenn sich das Kind darauf beruft und die Aufgaben erst am Morgen machen will, da nicht die Sonne und der Kamerad auf den Spielplatz locken, wird ihm erzählt: „Was Du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen" und wehrt es sich absolut an das Sitzen in der Schule auch noch das Nachsitzen daheim anzuhängen, dann wird ihm halb drohend gesagt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Wir alle haben unter diesen Sprüchen geseufzt und an gar manchem von uns wurde das „Nichtessen" wahr gemacht. Verstehen es schon die zünftigen Pädagogen nicht, woher soll es so eine Mutter haben, daß ihr Kind Bewegungsfreiheit braucht und geht es auch manchmal auf Kosten der oft so unnötig vergrößerten Pflicht, die dem Kinde auferlegt wird? Der Instinkt des Kindes ist stärker. Er drängt hinaus ins Freie.

Aber nun tritt vor die Seele der Stadtmutter eine neue Sorge. Wohin soll das Kind, um seinem Spieltrieb, seinem Drang nach Bewegung frönen zu können. Da ersteht vor dem Auge des Wissenden eine riesengroße Schuld aller öffentlichen Stadtverwaltungen. Unter dem Einfluß der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sind die Großstädte als Mittelpunkt des Verkehrs und als Sitze der höheren Schulen mit ihren wissenschaftlichen Hilfsmitteln sehr bald auch Sitze der Industrien geworden. Nichts natürlicher als das. Nichts natürlicher aber auch, daß mit jeder neuen Verkehrsmöglichkeit, die eröffnet wurde, auch der Grund und Boden im Werte stieg. Die Allgemeinheit schuf Werte, die Grundeigner heimsten sie ein. Anstatt aber von dieser Wertsteigerung einen Teil auch für die Allgemeinheit in Anspruch zu nehmen, sahen die liberalen oder christlich-konservativen Stadtverwaltungen diesem Prozeß so lange zu, bis es zu spät war, Schutzland für die Volksgesundheit zu schaffen. Im eigentlichen Mittelpunkt der Städte fiel jeder freie Platz, der der Jugend in alter Zeit noch Möglichkeit geboten hatte, sich herumzutummeln. Die Kasernenhöfe waren das letzte, was an freien Flächen blieb. Eines Tages waren auch sie verschwunden und an die Stadtgrenze verlegt. Mit ihnen verschwanden auch immer mehr die Haushöfe. Die kapitalistische Bauweise begann, wie wir schon an anderer Stelle gesehen haben, mit dem Grund und Boden zu wuchern. An Stelle der kleinen und Familienwohnhäuser traten die Zinsburgen und eines Tages war das Großstadtkind mit seinem Spielbedürfnis, mit seinem Drang nach Bewegung auf die Straße verwiesen. Dabei weiteten sich die Städte, immer größere Flächen wurden mit Schornsteinwäldern bebaut und dazwischen entstand Steinzeile um Steinzeile. Ein hoffnungsloses Bild. Wie der Adel um dieselbe Zeit um seines Jagdvergnügens willen das Vieh mehr und mehr von der Weide drängte, so nahm in der Großstadt der Kapitalismus um des Profits am Boden willen den Menschenjungen das Weiderecht. Heute stehen wir vor trostlosen Tatsachen. Ueberall in der Welt hat sich gleich-

zeitig dieser Prozeß vollzogen, überall sinnt man auf Auswege, auf Spielwiesen-Ersatz. In Graz und Wien gibt es schon Schulen mit Dachgärten für die Jugend, in New York sind in einigen Wolkenkratzern Stockwerke als „Erholungsflächen für die Jugend" eingefügt worden. In Berlin und in den meisten anderen Städten Deutschlands, neuestens auch in Wien, hat man die halbwegs geeigneten Rasenflächen in den öffentlichen Parkanlagen stundenweise dem Jugendspiel freigegeben, in Wien werden jetzt Freiflächen an Sportvereine nur dann abgegeben, wenn sie sich verpflichten, auf diesen Plätzen auch die benachbarten Schulen und die Jugendschutzvereine spielen zu lassen — aber alles das sind nur ganz unzulängliche Auskunftsmittel. Deutschland arbeitet darauf hin, auf den Kopf der Bevölkerung drei Quadratmeter Spielfläche zu bekommen. Aber auch in Deutschland, das darin Oesterreich vor ist, wird heute diesem Bedürfnis auch nicht annähernd Rechnung getragen, aber daß je die Forderungen erfüllt werden könnten, die auf der Mannheimer Tagung der Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege aufgestellt wurden, das erscheint ausgeschlossen. Sie suchen zu erfüllen, was ein großer Lehrer des deutschen Volkes, der Leipziger Arzt Dr. Schreber, die Städteentwicklung vorahnend, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen hat, was aber nach seinem Tode immer mehr ins Praktische, allzu Praktische entartete, bis heute aus dem edlen Gedanken Dr. Schrebers, in allen Stadtteilen Volkserholungsplätze zu sichern — ringsum den weiten Rasenspielplatz für die Jugend, die Gemüsegärten für die Alten — die „rettende" Tat der Kartoffelgeierei wurde. Das wurde wesentlich durch den Aushungerungskrieg begünstigt. Er brachte die Kriegsgemüsegärtnerei in Schwung. Nicht nur in Oesterreich und Deutschland, auch in der Schweiz entstanden innerhalb der großen Städte und in ihrer Nähe solche Kriegsgemüsegärten, die der Allgemeinheit nur insofern dienten, als um so vieles weniger auf den Gemüsemarkt gebracht werden mußte, als diese Gärten hervorbrachten. Das

Hervorgebrachte aber ernteten die einzelnen Familien, die die Grundstücke bearbeiteten. Drei Jahre nach dem Kriege hatte diese Gemüsegärtnerei aber schon einen Umfang angenommen, daß die Sorge berechtigt war, daß durch sie der letzte freie Platz besetzt werden wird. Diese Gefahr muß erkannt werden. Sie wird nur einigermaßen dadurch gemildert, daß von den Erträgnissen der Gärten auch etwas an Kindererholungsstätten abgegeben wird und daß da und dort auch kleine Rasenflächen der Jugend vorbehalten bleiben. An Verständnis dafür fehlt es bei den Kleingärtnern nicht. Der Gemüsebau in der Stadt kann natürlich immer nur einem verschwindend kleinen Teil der Bürger die Lebensführung in teueren Zeiten etwas erleichtern. Die Erholungsflächen für jung und alt — innerhalb der Stadt und an ihren Grenzen — kommen aber der Allgemeinheit zugute. Was da vor nahezu zwei Jahrzehnten von dem deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege in Mannheim gefordert wurde, muß bei jeder Gelegenheit dem Vergessen entrissen werden. Es waren ernste, um die Zukunft des deutschen Volkes redlich besorgte Männer, die sich auf diese Leitsätze einigten.

1. Reichliche und regelmäßige Bewegung ist für die Jugend ein unersetzliches Lebensbedürfnis zum vollen Nachwuchs des Körpers.

2. Neben der Ausbildung der Bewegungsorgane selbst ist vor allem die Entwicklung eines kräftigen Herzens, einer atemtüchtigen und widerstandsfähigen Lunge sowie einer gesunden Blutfülle, entsprechende Ernährung vorausgesetzt, gebunden an ein reichliches Maß von Bewegung im Freien.

3. Die Pflege geeigneter Leibesbewegung und Leibesübung ist grundlegend für die gesamte spätere Lebensfülle und Arbeitskraft des Individuums, und anderswie nicht ersetzbar.

4. Eine Jugend, der das Austummeln im Freien, in frischer Luft und Sonnenschein verwehrt und verkümmert wird, wird blaß, welk, blutarm und sucht ihrem Erholungstrieb auf unhygienischen und meist bedenklichen Wegen Genüge zu tun.

5. Das ungeheuerliche Wachstum der Städte, die Zunahme der Bevölkerungsdichtigkeit, die immer intensiver sich gestal-

tende Ausnutzung der bebaubaren städtischen Bodenflächen, die Beschlagnahme der öffentlichen Straßen und zum Teil auch der öffentlichen Plätze für den Straßenbahnverkehr — alles das bedeutet für die großen Massen des Volkes die Verkümmerung eines ihrer wichtigsten Daseins- und Erholungsbedürfnisse, nämlich der unmittelbaren bequemen Gelegenheit zur Bewegung im Freien.

6. Es ist im Sinne der Volksgesundheitspflege eine unabweisbare Pflicht der Gemeinden, in allen Stadtgebieten und ganz besonders in den dichter bewohnten Arbeiter- und Geschäftsvierteln Plätze freizuhalten, welche der bewegungsbedürftigen Jugend ungehindert zur Benützung stehen. Nach dieser Richtung hin muß namentlich auch der Sucht mancher städtischen Bauverwaltung Einhalt geschehen, alle und jede freien Plätze mit umgitterten Schmuckanlagen zu bedecken.

7. Neben diesen bescheidenen Plätzen für die Kleinsten und Kleineren sind weiterhin, möglichst auf die Hauptstadtgebiete verteilt, größere Spiel- und Sportplätze anzulegen für die gesamte Schuljugend, sowie für die Leibesübungen und Spiele der mehr herangewachsenen jungen Leute.

Am zweckmäßigsten ist es, wenn diese Spielplätze sich inmitten größerer Anlagen oder Parks befinden.

8. Da, wo eine Stadtgemeinde ein größeres Waldgebiet als „Stadtwald" u. dgl. eingerichtet hat, ist eine mit Wald umgebene Fläche mit besonders weiten Abmessungen empfehlenswert, um größere Schul-, Jugend- oder Volksfeste im Freien abzuhalten.

Es sollen in solchen größeren öffentlichen Anlagen aber alle Hauptrasenplätze so gehalten sein, daß sie unbedenklich einem jeden aus dem Volke zur Erholung zugänglich sind.

9. Alle Spielplätze in Städten sollen so liegen, so angelegt, so ausgestaltet und unterhalten sein, daß sie viel und gern aufgesucht und benutzt werden; sie müssen daher den Wohnungen der Spielbedürftigen nahe in freier und gesunder Gegend liegen und bequem zugänglich sein.

10. Für noch nicht schulpflichtige Kinder sollen Spielplätze in reichlicher und jedenfalls ausreichender Zahl tunlichst in allen öffentlichen Anlagen vorgesehen und eingerichtet werden.

11. Der schulpflichtigen Jugend, soweit sie nicht turnpflichtig ist, sind die Schulhöfe zur Erlernung und Einübung von seitens der Schule geleiteten und beaufsichtigten Bewegungsspielen zu bestimmten Zeiten zu öffnen.

12. Für die turnpflichtige Jugend sollen möglichst große Rasenflächen in günstiger Lage des Stadtgebietes zu Spielplätzen eingerichtet und so bemessen und betrieben werden, daß sie auch von der nicht mehr schulpflichtigen Jugend und von Erwachsenen mitbenutzt werden können. Sie sollen an der Oberfläche frei, eben und möglichst horizontal und so gehalten sein, daß jede Staubentwicklung sowie alle Schlamm- und Pfützenbildung ausgeschlossen bleibt, für die Spielenden in unmittelbarer Nähe Unterkunftsräume mit Gelegenheit zur Kleiderablage, Verrichtung der Notdurft, Aufbewahrung der Spielgeräte sowie zum Waschen und Trinken und für die Zuschauer freie Uebersicht, Schatten und Sitzgelegenheit bieten.

13. Plätze für Lawn-Tennis, Radfahren, Rudern und Schwimmen brauchen nicht mit den Spielplätzen in unmittelbarer Verbindung stehen.

Um wie vieles leichter hätten es die armen Mütter, wenn diese Forderungen schon erfüllt wären, mit wieviel mehr Ruhe könnten sie ihre Kinder auf die Tummelplätze hinauslassen. Meine Mutter mahnte uns beim Weggehen immer, daß wir ihr nur Löcher in den Hosen heimbringen mögen, die könne sie flicken, nur keine Löcher im Kopf. Daß sie Löcher im Kopf heimbringen, ist aber das Alltagsschicksal der Jungen, denen die Stadtverwaltungen nichts bieten als die Straße als Erholungsplatz oder aber die engen sandbestreuten Spielplätze in den Parkanlagen, die kaum viel besser als die Straße sind. Daß die Kinder in Staubwolken spielen, ist da und dort zu beobachten, und wir dürfen doch nicht vergessen, daß die Kinderlungen beim Spiel viel lebhafter atmen, daß sie also viel, viel Staub mit einatmen und mit dem Staub all die unsichtbaren Feinde, denen der Großstadtstaub Wohnstätte ist. Der Tuberkelbazillus z. B. wird durch das achtlose Ausspucken vieler Tuberkulöser noch immer dem Großstadtstaub beigemengt und gelangt im Atmungswege in die Kinderleiber. Sicher auch darum die so große Verbreitung der Kindertuberkulose, die im Kriege gewaltige Fortschritte gemacht hat. In den Zeiten der Aushungerung sind die Bedingungen hierfür besonders günstig. Das Laufspiel der Kinder dient nicht nur

dazu, die Muskeln den Knochen anzupassen, es ist auch die wichtigste Lungenübung. Je mehr sie arbeiten muß, desto kräftiger und widerstandsfähiger wird die Lunge. Und nun stelle man sich die erhöhte Tätigkeit inmitten bazillenschwangerer Staubwolken vor. Da wird, was auf dem staubfreien Rasenspielplatz Wohltat ist und Vernunft, zum Verbrechen an den Kindeslungen. Die Großstädte begehen dieses Verbrechen aber täglich vieltausendmal. Einen bescheidenen Schritt nach vorwärts könnten die Stadtverwaltungen machen, wenn sie, gleich den Sportvereinigungen auch den Verbänden der Kleingärtner, die sich übrigens Schrebergärtner nennen, ohne es zu sein, Land nur dann zuwiesen, wenn diese bereit wären, mit der Anlage einen ausreichenden, ebenen, grasbestandenen Jugendspielplatz zu verbinden. Wirkliche Hilfe wird auch hier erst der Sozialismus bringen, der das Privateigentum an Grund und Boden beseitigen und dadurch Land genug gewinnen wird, um auch der Volksgesundheit dienen zu können. Auch darin wird, wenigstens in Oesterreich, schon kräftige Vorarbeit geleistet, wie wir noch sehen werden. Warten die Eltern auf die öffentlichen Gewalten, so werden ihre Kinder von einem Besserwerden nichts mehr spüren.

Eine schwere Sorge bringt noch die Schule in Haus — die Schulnachricht. Fällt sie gut aus, ist sie ja für Kind und Familie eine Freude — aber wenn sie schlecht ist, dann sind die kleinen „Sünder" nur allzuoft geneigt, ihre Schuld abzuleugnen oder doch in ein anderes Licht zu stellen. Ihre Seele und ihr Geist sinnen auf Befreiung von dem Alpdruck und sind die Eltern sehr strenge, dann begehen die Kinder aus dem Gewissenszwang heraus manchmal auch allerlei gefährlichen Unsinn: vom Unterschriftfälschen bis zum Selbstmord. Insbesondere die Prügelstrafe ist es, die den Kindern, und gerade den wertvollsten unter ihnen, am meisten an die Seele greift. Die Prügelstrafe ist denn auch das unsittlichste und widersinnigste, das man sich vorstellen kann. Ihr den Krieg zu erklären und mit ihr endlich in der Kinder-

erziehung aufzuräumen, ist Pflicht aller Gesitteten, Pflicht aller, die die Sklaverei endlich wirklich abschaffen wollen. Wenn es wahr ist, daß in der Erziehung alles Beispiel ist, so erzieht ein Vater, indem er seinen Sohn prügelt, diesen zur Feigheit und Gewalttätigkeit. Denn dieser Vater würde diesen Sohn doch nicht prügeln, wenn das Größenverhältnis umgekehrt wäre, wenn der Sohn nicht drei Köpfe kleiner, sondern drei Köpfe größer als der Vater wäre. Oder die Mutter, die im Jähzorn straft, die (bei den Eltern, weniger bei den Kindern) beliebte „Ohrfeige" gibt oder auch nach irgendeinem Instrument langt oder mit dem dreindrischt, was sie gerade zur Hand hat, mit dem Kochlöffel, mit dem Möbelpracker, mit dem Schürhaken — was würde sie sagen, wenn ihr im nächsten Augenblick auch einer eine Maulschelle oder Schläge mit einem Möbelklopfer, mit einem Kochlöffel oder mit dem eisernen Schürhaken versetzte? Wie würde sie aufschreien, wie würde sie über eine solche Gewalttat entsetzt sein, wie würde sie sich namentlich darüber erregen, daß dieses Urteil an ihr vollstreckt wurde, ohne daß ihr das Recht auf Verteidigung oder auch nur die Möglichkeit dazu geboten wurde?! Hat sie aber nicht dasselbe getan? Ja, noch schlimmeres, weil sie doch über einen von ihr abhängigen kleineren und schwächeren Menschen so roh hergefallen ist. Oder sehen wir die Sache einmal ganz leidenschaftslos von einer anderen Seite her an. Was ist der Zweck jeder Strafe? Doch nur, daß sich der Bestrafte bessere. Tritt die Besserung nicht auf die erste oder zweite Strafe ein, so muß ich sie steigern können, bis ich den Besserungszweck erreiche. Kann ich das bei der Prügelstrafe? Nein! Denn am Ende der Stufenleiter des Schlagens steht das Erschlagen. Ich kann einem lügenden Kind einen Streich geben, beim zweitenmal zwei Streiche — kann ich bei der fünfundzwanzigsten Lüge dem Kinde die berühmten „fünfundzwanzig" geben, bei der hundertsten Lüge die hundert? Im Winter 1920/21 ging durch die Zeitungen eine kurze Meldung, daß in Horty-

Ungarn wieder die Prügelstrafe eingeführt worden sei, und es war genau gesagt, daß der Arzt den Sträfling zuerst auf seine „Prügelfähigkeit" zu untersuchen und zu sagen habe, wie viele Streiche er aushalten werde: Eine gesetzgeberische Umständlichkeit, die die ganze barbarische Grausamkeit dieses Verfahrens aufzeigt, aber auch, daß Horthy damit rechnet, noch immer Jünger des humanistischen Berufes zu finden, die sich zur Mitwirkung bei solchen Handlungen hergeben. Um wieviel gemeiner aber ist es, ein Kind zu prügeln — ohne Verhör, ohne Verteidigungsmöglichkeit, ohne Befragung des Arztes, der nur manchmal hinterher, wenn solche Ausschreitungen der „Erzieher" üble Folgen für das Kind gehabt haben, oder wenn sich Nachbarn gegen diese Grausamkeit aufgelehnt haben, als Helfer oder Begutachter zu Rate gezogen wird. Und denken wir doch daran, wie wir die Seele dadurch schädigen. Wem das Fortschreiten des Menschengeschlechtes eine ernste Sache ist, der muß wünschen, der Zukunft aufrechte Menschen zu schenken, unzufriedene, mutige — nicht demütige, aus Furcht vor Strafe ewig zufriedene und feige Menschen, die es nicht wagen, etwas zu begehren. Je mehr wir aber die Kinder prügeln, desto mehr sündigen wir an der zarten Kinderseele.

Manche Aerzte führen sexuelle Frühreife von Kindern auf die Prügel zurück, die sie auf das Gesäß erhalten haben. Daß den Kindern oft ernster, körperlicher Schaden durch das Prügeln zugefügt wird, das beweisen die vielen Kindermißhandlungsprozesse, die noch immer die Oeffentlichkeit beschäftigen.

Auf die Charakterbildung des Kindes wirken die Prügel auf jeden Fall schädigend. Zum ersten das schlechte Beispiel — auch sie neigen dann zu Roheitsexzessen hin, zum zweiten, die Verletzung des Ehrgefühls, zum dritten aber, und das ist das schlimmste, die Gewöhnung an diese Strafe, die sie schließlich abschütteln, wie Hunde die Prügel abschütteln. Wie die Prügelstrafe, über die vor vierzig Jahren nur wenige nachgedacht haben, die aber

in meiner Mutter eine geschworene Feindin hatte, das Ehrgefühl verletzen kann, habe ich selbst erlebt. Wir waren drei gesunde Jungen und darum auch das, was man „schlimm" nennt. Unser Vater, sonst ein hochgebildeter Mann, war selbst durch die Zucht der alten Kadettenschule gegangen, wo der Profoß mit dem Haslinger antrat und laut Tagesbefehl „wichste", was unbotmäßig war. Von daher hatte er sich die Erziehungsmethode des Prügelns geholt. Ein Scheckel war sein Instrument, das heißt ein zusammengerolltes Tuch, das verknotet war. Erst betrogen wir ihn, indem wir uns vorahnend die Hose am Gesäß ausstopften, wenn wir etwas angestellt (und das war so ziemlich täglich der Fall) hatten, dann aber entführten wir ihm eines Tages den Scheckel. Es ging das erstemal und es sollte in unserer Jugend das einzige Mal bleiben, in die Ferien, weit weg von Wien, nach Steiermark. Zu unterst packten wir Kinder damals heimlich in den Reisekorb den gefürchteten Scheckel — wir waren damals 7, 9 und 11 Jahre alt — und als wir im Ferienort waren, erkletterten wir den höchsten Baum und befestigten ganz, ganz oben den Scheckel. Dann ging der Berichtsbrief nach Wien. „Wir haben Dir den Scheckel genommen und auf den höchsten Baum im Garten aufgehängt. Dort kannst Du Dir ihn holen." Das war die Lektion, die wir unserem Vater gegeben haben. Wir haben später mit dem guten Alten oft darüber gelacht, wie sich unser verletztes Ehrgefühl da selbst geholfen hat. Die Strafe darf den Menschen nicht erniedrigen. Sie muß ihm nur zum Bewußtsein bringen, daß seine Handlung gegen die Gemeinschaft verstieß und daß er solche Handlungen künftig unterlassen müsse, die ihm und anderen schaden. Wer bewußt prügelt, der will zur Demut erziehen, zur Unterwerfung unter fremde Gewalt, zur Sklaverei. Darum hat sich auch im Frühjahr 1922 die österreichische Arbeiterschaft so leidenschaftlich gegen den Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe gewendet, die den proletarischen Eltern den Ratschlag gaben: „Sparet nicht die Rute, denn

Rute und Strafe geben Weisheit." Mit solchem Ratschlag ermuntern sie nur die Eltern, das Unterdrückungswerk fortzusetzen, das der Kapitalismus auch an ihnen vollbracht hat. Die Arbeiterklasse das geprügelte Kind, der Kapitalismus der prügelnde Vater — und die Proletarier sollen nach dem Willen der Bischöfe diese Unterdrückung beginnen? Dagegen mußte leidenschaftliche Abwehr einsetzen. (Siehe auch: M. W., Sparet die Rute. Sozialistische Erziehung, Wien XIII/1, 2. Jahrgang, Seite 127 ff.) Dem Kapitalismus mag es wünschenswert sein, wenn ihm die Eltern die Kinder als gefügige Ausbeutungsobjekte zurechtprügeln, aber die Proletarier werden mehr und mehr einsichtig. Der Sozialismus lehrt sie, das Recht des Stärkeren auf Unterdrückung des Schwächeren bekämpfen und die Pflicht des Stärkeren zur Beschützung des Schwächeren pflegen. Und danach handeln sie vor allem ihren Kindern gegenüber oder sie sollten es wenigstens. Sittengesetz, Pädagogik und Logik streiten gegen die Prügelstrafe, dennoch scheint sie schier unausrottbar und sie wird es auch so lange sein, solange unser Strafgesetz Eltern und Erziehern noch das Recht der körperlichen Züchtigung einräumt. Da liegt der Hund begraben. Hier müssen die Gesitteten, die sich gegen die Prügelstrafe wenden, den Hebel ansetzen. Vor allem das Recht aufs Kinderprügeln aus dem Gesetz entfernen, dann wird es schon gelingen, die Kinderprügler durch Aufklärung zu überzeugen, daß das keine Strafe ist, auch keine wirksame, und daß es viel bessere Strafen gibt.

Welche denn? rufen tausende Mütter im Chor. Welche denn? Es gibt unendlich viele Abstufungen von empfindlichen Kinderstrafen — ihre einzige Voraussetzung ist, daß wir die Kinder auch so recht vom ganzen Herzen und mit Verstand lieb haben. Dem Kinde kleine, alltägliche Liebesbeweise als Strafe für irgendein Vergehen versagen, z. B. den Gutenachtgruß oder Kuß, oder das beharrliche Verweigern der Antwort auf die Fragen des Kindes durch eine Stunde oder länger, das zeitweilige

Abbrechen der „diplomatischen Beziehungen" zwischen Mutter und Kind, das Kind zu einem Besuch, auf den es sich freut, nicht mitnehmen, etwa zu dem Besuch bei der Lieblingstante, dem Kinde den Glückwunsch oder das Geschenk zum Geburts- oder Namenstag zu versagen, das alles sind Strafen, die auf ein normal geartetes Kind tiefen Eindruck machen müssen, wenn die Erzieher die einmal ausgesprochene Strafe auch folgerichtig durchführen und nur unter ganz besonderen Umständen, wenn auch tätige Reue zu sehen ist, Gnade für Recht walten zu lassen. Am besten wird man strafen, wenn man auf die Sache eingeht. Ein Beispiel nur. Ein Bube hat seiner Schwester den Hausschuh nachgeworfen und dadurch unversehens eine Fensterscheibe eingeschlagen. Großes Unglück. Fensterscheiben kosten viel Geld, heutzutage sogar sehr viel. Mit dem Schlagen wäre da gar nichts getan. Ein nächstes Mal wird der Junge wieder tollen und vielleicht seiner Schwester wieder etwas nachwerfen, vielleicht wieder Unheil stiften, ohne sich in diesem Augenblick der Prügel zu erinnern. Prügel bekommt er so oft, daß er die einzelnen „Verbrechen" in seinem Gedächtnis nicht mehr verzeichnet hat. Hätte aber der Vater danach den Franzl hergenommen und mit ihm zu rechnen begonnen: Eine Fensterscheibe kostet soundso viel Mark oder Kronen, mein Stundenlohn beträgt soundso viele Mark oder Kronen, wie viele Stunden also muß ich arbeiten, um die im tollen Kinderspiel zerschlagene Scheibe wieder zu ersetzen? Und wenn dann der Bub im Schweiße seines Angesichts herausgerechnet hätte, daß der Vater drei oder vier Stunden den Hammer schwingen muß, dann hätte das Erziehungswerk damit bekrönt werden können, daß ihm nun der Vater mitgeteilt hätte, daß er diese Stunden als Mehrarbeit leisten müsse, da der Lohn nicht ausreiche und daß er darum mit ihm an den nächsten Abenden die eine Lese-, Plauder-, Spiel- oder Bastelstunde nicht anbringen könne, oder am nächsten Feiertage mit ihm nicht in den Wald gehen könne, um den Schaden hereinzubringen. Eine solche Strafe hätte der

Junge nicht so leicht vergessen und er hätte sich an sie vielleicht auch in dem Augenblick erinnert, da er wieder daran war, durch einen tollen Streich Schaden zu stiften. Sachliches Strafen erfordert freilich auch einiges Besinnen Durch solche Strafen aber werden wir auf den Charakter des Kindes wirken und wir werden es weder körperlich noch seelisch, noch geistig schädigen, wie wir dies durch die Prügelstrafe tun und ebenso durch die noch immer trotz Hungersnotzeiten bei vielen Eltern und leider auch zünftigen Erziehern beliebte Hungerstrafe. Auch sie ist nur von Unvernunft diktiert. In einer Zeit, wo ganz Mitteleuropa, insbesondere aber die Mittelmächte, die Wirkungen des Aushungerungskrieges wettzumachen haben, in einer solchen Zeit muß es besonders verständlich werden, was es heißt, einem Kinde die Mahlzeiten zu entziehen, es auch noch aus Strafe hungern zu lassen. In Wien wurde 1918 durch eine Massenuntersuchung Prof. Pirquets an 58 000 Kindern festgestellt, daß sie bis zu einem Drittel des Normalgewichtes für ihr Alter weniger wogen.

Zweierlei Kinder sind aus dem Kriege hervorgegangen, solche, die auf Kosten des täglichen Kraftersatzes im Wachstum zurückblieben, und solche, die alle Nahrungszufuhr als Bausteine für das Wachsen hinnahmen. Die einen klein und schwach, die anderen hochaufgeschossene Tuberkulosekandidaten: Strohhalme ohne Aehren. Solchen Kindern auch nur eine Mahlzeit strafweise zu entziehen, ist Verbrechen. Gute Mütter und Erzieher werden also sowohl die Prügel- wie die Hungerstrafe ausschalten und werden dafür von dem höchsten Maß an Liebe, mit dem sie den Kindern nahen, ab und zu etwas entziehen, wenn sie auf das Kind durch Strafe zu wirken für nötig halten. Wählen sie solche Strafen, dann werden die bösen Schulnachrichten wohl auch nicht ausbleiben, aber ausbleiben wird, daß der bösen Schulnachricht — dieser unsinnigen Beurteilung der Kinder nach Noten — noch eine böse Tat des Kindes folgt, wie etwa die Fälschung oder die Herauslockung einer Unterschrift, wie wir es in der Mittel-

schule so geübt haben. Wenn wir irgendein schweres „Verbrechen" begangen hatten, so verlangte der Professor, daß wir die Meldung hiervon bestätigt vom Vater zur nächsten Stunde mitzubringen hätten. Z. B. „Mein Sohn hat mir gemeldet, daß er heute zum drittenmal ins Klassenbuch eingetragen wurde." Der Professor bekam diese Bestätigung auf einem ganz schmalen Zettel, dem Vater war aber ein großer Zettel zur Unterschrift vorgelegt worden, hart unter dessen oberen Rand ein harmloser Satz stand, wie etwa: „Mein Sohn hat mir gemeldet, daß er heute seine Grammatik zu Hause vergessen hat." Das Datum wurde hart an den unteren Rand des Zettels gesetzt, so daß der Vater genötigt war, in der Nähe des Datums zu unterschreiben. Dadurch wurde leerer Raum auf dem Zettel gewonnen, der später dazu benutzt werden konnte, die wirkliche Meldung darauf zu schreiben und die erlogene wegzuschneiden. Das war in meinen Kindertagen ein ganz üblicher Ausweg, um solchen unangenehmen Auseinandersetzungen mit Vaters Stock auszuweichen. Es wird heute nicht viel anders sein. Solche Praxis vererbt sich von Klasse zu Klasse. Wie viele Gewissensnot mußten und müssen solche Kinder auf sich nehmen, wieviel Unaufrichtigkeit wird auf diese Art in den Verkehr des Kindes mit seinen Eltern getragen und bei wie vielen jungen Menschen war eine solche erschlichene Unterschrift der erste Schritt auf die schiefe Bahn, von der sie nicht mehr zurückfanden. Sie brauchten nur etwas leicht veranlagt zu sein und vielleicht noch in leichte Gesellschaft zu geraten — gleich und gleich gesellt sich gern — und das Unglück konnte seinen Anfang nehmen.

Vor allem müssen wir beim Strafen auf uns selbst bedacht sein. Nie sollen die Kinder berechtigt die Empfindung haben, daß wir ungerecht waren. Diese Empfindung können aber die Kinder dann haben, wenn wir „ohne viel Federlesens" gleich strafen, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit zur Verteidigung, zur Aufklärung, zur Betätigung ihrer Reue geben. Da sie ein Gewaltakt ist, wird die Prügelstrafe und werden auch andere körperliche

Strafen in der Regel in einem Erregungszustand begangen, und da kann uns leicht auch gegen unseren Willen Unrecht unterlaufen. Nie also unmittelbar dem kindlichen Vergehen die Strafe folgen lassen, außer bei Kleinkindern, die den Zusammenhang zwischen ihrer ungehörigen Handlung und der Strafe sonst nicht begreifen. Aber auch diese nicht schlagen! Diese durch Ablenkung von dem Schädlichen weglocken, sie vergessen lassen, wonach ihr Unverstand eben begehrt hat. Im übrigen ist noch eines wichtig. Der richtige Erzieher wird die große Kunst treffen, vieles nicht zu sehen oder zu hören, was um ihn vorgeht. Dann wird er nicht so oft strafen müssen.

Vieles von der Schulsorge wird sich aber mildern lassen, wenn zwischen Elternhaus und Schule ein inniger Zusammenhang hergestellt wird. Auch darin ist in Oesterreich seit dem Umsturz in den Elternräten ein Bindeglied geschaffen worden, das manche Zukunftshoffnungen in sich birgt.

★ ★ ★

Das Kind und die Arbeit.

Frühzeitig das Kind mit der menschlichen Arbeit vertraut zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Erziehers. Das Kind selbst weist uns den Weg. Beobachten wir das Kind genau, so werden wir sehen, daß all sein scheinbares Spiel nichts ist als eine Nachahmung der Tätigkeit des Erwachsenen. Wem solche Beobachtung geläufig ist, der wird darum auch — im großen und ganzen genommen — in den Handlungen der Kleinen einen Spiegel der Tätigkeit der Erwachsenen in der Umwelt des Kindes sehen. Aus der Art, wie ein Kind mit seiner Puppe spielt, kann der Kundige ableiten, wie die Mutter ist. Ist das Kind mit seiner Puppe recht zärtlich und besorgt, dann ist es sicher, daß auch die Mutter zu dem Kinde so steht — schlägt aber die Dreijährige ihre Puppe, beschimpft sie sie, läßt sie sie im Schmutz liegen oder aber hat sie gar Zornesausbrüche im Umgang mit ihrer Puppe, schleudert sie etwa die Unschuldige in eine Ecke, dann kann die beobachtende Mutter schon mit Recht vor solchem Spiegelbild aufschrecken. Das Ankleiden der Puppe, das Bettmachen, das Trockenlegen der Kleinen, das Umhertragen und Einschläfern, das Einlullen im Puppenwagen, das Kochen für die Puppe und Abfüttern, das Ordnungmachen im Puppenzimmer, das alles ist Nachahmung der Tätigkeit des Erwachsenen, wie das Schulspielen, Kaufmannspielen, Eisenbahn- und Feuerwehrspielen. Das Pferderlspielen in höheren und das Räuber- und Wächterspiel in den höchsten Kinderjahrgängen, was sind sie als eine Nachahmung der Tätigkeit der Alten? Dieser Nachahmungstrieb, der ein natürlicher Helfer in der Erziehung ist, wird von dem richtigen Erzieher auch richtig genützt werden. Vor allem wird er ihm helfen, die Begabungen

des Kindes zu erkennen, denn nie wird ein Kind Tätigkeiten freiwillig nachahmen, die ihm nicht zusagen, mit Leidenschaft aber wird es jenen Tätigkeiten obliegen, die ihm besondere Freude bereiten oder die seine Einbildungskraft besonders beschäftigen. Aber nicht von diesem Drängen des Kindes zur Betätigung soll hier die Rede sein, sondern davon, wie das Kind bewußt zur häuslichen und zur Erwerbsarbeit herangezogen wird. Damit gelangen wir zu einem der grausamsten Abschnitte der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Der Kapitalismus braucht nicht nur die Kräfte der Väter, Mütter und der herangewachsenen Kinder, er greift — sieht er darin Gewinnmöglichkeiten — auch bedenkenlos nach dem Kinde. Nicht eine Industrie ist frei von Kinderarbeit, nicht das Berg- und Hüttenwesen, nicht die Metallwaren- oder Holzindustrie, nicht die Glas-, Porzellan- oder Textilindustrie, die Papiererzeugung so wenig wie die Zeitungsindustrie und überall begegnen wir dem Kinde als Profitbringer für den Kapitalismus, nicht mehr so allgemein wie in den Zeiten der englischen Manufaktur, aber noch immer sind es Millionen Kinder, die in irgendeiner Weise dem Kapitalismus zu dienen haben. Kinder arbeiten aber auch im Bergbau, in Handel und Verkehr, vor allem aber in der Landwirtschaft und im Haushalt. In Schwarzbach im Böhmerwald habe ich selbst vor einem Vierteljahrhundert noch im Graphitbergwerk des Fürsten Schwarzenberg Bergarbeiterkinder arbeitend angetroffen und der Verwalter, der mich herumführte, pries die Wohltat, die dadurch den Kindern erwiesen würde, daß man ihnen „über die Ferien" den Lohn als Graphitsortierer zuschanze. Zum Graphitsortieren gehört ein unverbrauchtes Tastgefühl der Finger. Wenigstens damals war noch keine Methode ersonnen, den Härtegrad des Graphits, wie er aus dem Bergwerk kommt, anders festzustellen, oder Schwarzenberg wendete solche Methoden noch nicht an. Da saßen denn die Kinder in einem Saale an Tischen. Vor sich hatten sie Graphitklumpen liegen und von diesen nahmen sie immer wieder kleine Klümpchen der schwarzglänzenden

weichen Masse zwischen ihre Finger und legten sie dann auf eines der Häufchen, die sie vor sich liegen hatten. Ununterbrochen mußten sie aufmerksam sein, um das richtige Urteil über den Härtegrad zu fällen und das Klümpchen, das sie jeweils in Händen hatten auf den richtigen Platz zu legen und draußen lockte die Sonne. Dafür, daß sie dem Fürsten Schwarzenberg acht Stunden lang täglich diese Arbeit leisteten, die nötig war, um den aus der Grube geholten Graphit zu verwerten, zahlte ihnen der Fürst täglich 30 Kreuzer ö. W. oder zwei Kilogramm Mehl nach dem damaligen Preis. Graphitglänzend wie die Tischplatte und wie das Antlitz ihrer Väter, wenn sie abends aus der Grube kamen, ebenso glänzend schwarze Hände hatten auch die Kleinen und keines Jungen Antlitz war frei von Graphitflecken. Mancher, der sich öfter ins Gesicht fuhr, hatte es schon ganz schwarz. Im selben Böhmerwald sind Kinder bei der Drahtstiftenindustrie, in der Holzschnitzindustrie und natürlich in der Landwirtschaft tätig. Im Erzgebirge in der Musikinstrumentenmacherei, beim Spitzenklöppeln und in der Spielzeugmacherei, im Isergebirge und in dem angrenzenden tschechischen Semiler Kreis, in der Gablonzer Glasindustrie, im Adlergebirge in der Schachtelmacherei, im Glatzer Gebirge in der Zwirnknopfindustrie, im benachbarten tschechischen Land in der Schilfflechterei, so auch in Sachsen und Thüringen und überall sonst, wo es in Deutschland oder im Gebiete des alten Oesterreich-Ungarn Heimindustrien gibt oder Landwirtschaft — überall auch Kinderarbeit. Als der typischste Vertreter der Kinderarbeit gegen Lohn ist vielleicht das dreijährige Weberkind im mährisch-schlesischen Grenzgebiet anzusehen, das schon zum Spulrad gesetzt wird, anstatt unbekümmertem Kinderspiel zu fröhnen. Während in Deutschland und im ganzen Gebiet des alten Oesterreich die Kinder von Gesetzes wegen wenigstens bis zum 14. Lebensjahr zu industrieller Arbeit in Betrieben nicht verwendet werden durften, sind Ungarns, Rumäniens und Italiens, aber seltsamerweise auch Hollands Zwölfjährige heute noch immer als Lehrbuben und

jugendliche (sprachlich richtiger junge) Arbeiter zugelassen. Sozialpolitiker Italiens, wie etwa die in der Stiftung „Umanitaria" wirkenden Männer und Frauen, streben auf einen besonderen Schutz der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen hin. Mit Wohltätigkeitseinrichtungen ist aber dieser Massenerscheinung nicht beizukommen. Für Italiens wie für Ungarns Zukunft wäre eines der wichtigsten Gesetze eines, das auf die Ausdehnung der Schulpflicht hinzielt. Die skandinavischen Länder halten heute schon bei der Schulpflicht bis zum 16. Lebensjahr, die im Programm der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie noch als Forderung aufscheint. Sie zu erfüllen ist darum so wichtig, weil das öffentliche Gewissen und Bewußtsein immer geneigt ist, jemanden darum als erwachsen anzusehen, weil ihn das Gesetz schon als arbeitsmündig erklärt. Zur Nachtarbeit dürfen auch in Oesterreich junge Arbeiter unter 16 Jahren nicht verwendet werden, aber sieht man Jungen und Mädel zwischen 14 und 16 Jahren bei Tag in Arbeit stehen, so sehen die wenigsten in ihnen Kinder, die sie auch dann sind, wenn sie schon den rußigen Kittel der Werksarbeit anhaben. Genau so geht es in Ungarn und Italien mit den Zwölf- bis Vierzehnjährigen, obgleich diese ja noch viel mehr Kinder sind als unsere um zwei Jahre älteren. Wie aufreizend dieser Zustand ist, ist für jeden leicht erkennbar, wenn er das Los der gleichaltrigen Kinder der Bourgeoisie mit dem Los der Arbeiterkinder dieser Länder vergleicht. In einer Zeit, da ein Bürgerjunge in die zweite Mittelschulklasse geht, muß der Proletarierjunge schon sein Brot selbst erwerben und dazu alles auf sich nehmen, was damit zusammenhängt: die Gefahr der Arbeit und die Gefahr des selbständigen Geldverdienens. Diese ist nicht zu unterschätzen. Gerade in den Tagen, da die ersten Kapitel dieser Schrift entstanden, traf ich auf einem Straßenbahnwagen in Mailand einen kurzhosigen Jungen, der ganz das Gehaben und Aeußere eines jungen Arbeiters zur Schau trug. Kaum auf den Wagen aufgesprungen, steckte er sich eine Zigarette an. Dabei sah dem blassen Jungen die Tuberkulose

aus den Augen. Da der Schaffner kam, nahm er aus einem Lohnkuvert eine Lire und zahlte damit. Auf meine Frage, wo er arbeite, nannte er den Namen einer Metallwarenfabrik und als ich ihn um seinen Lohn fragte, zeigte er mir das Kuvert: 93 Lire. Damals kostete in Mailand das Kilogramm weißen Mehles im Schleichhandel 4 bis 5 Lire. Der Junge hatte also etwa drei Kilogramm Mehl im Tag verdient und dieses Geld nicht ausschließlich zu seiner Ernährung, Kleidung und Wohnung verwendet, was ihm sicherlich sehr wohl getan hätte, sondern er hatte, da ihm die Arbeit gegen Geldlohn auch sonst höhere Selbständigkeit gab, einen Teil dieses Geldes auch auf andere Dinge verwendet, auf die „circenses", die Spiele, wie sie dem Verstande seines Alters zugänglich sind, worin allein die Gefahr des zu frühen Geldverdienens zu sehen ist. Das Rauchen, der Alkohol, das Kino und die oft allzufrühe Möglichkeit, den erwachenden Geschlechtstrieben frönen zu können, das sind Gefahren, von denen diese Industriearbeitskinder stärker bedroht sind als andere Kinder gleichen Alters. Da hilft auch nicht elterlicher Rat noch Strenge. Gar oft erweist sich die Tatsache, daß so ein Kind schon Geld verdient, stärker als alles andere und sie erinnert uns immer wieder daran, daß sich solche Kinder nicht als Kinder werten lassen. Wie sehr es Kinder sind, das lehrte uns in Wien die Nachkriegszeit, in der viele hunderte, vielleicht tausende Vierzehn- bis Fünfzehnjährige keine Lehre oder keine Arbeit finden konnten, weil sie zu schwach waren. Da alle diese Kinder in der entscheidenden Zeit des zweiten und dritten Wachstumschubes sechs Hungerjahre durchzumachen hatten, ist das begreiflich; diese Jungen und Mädchen hatten Größe und Aussehen und Gewicht von normalen Zwölfjährigen. Dieser ihr zurückgebliebener Zustand genügte, um sie in Oesterreich von der Arbeit auszuschließen. Unter den zwölfjährigen Arbeitern Ungarns und Italiens wären diese Kinder vielleicht weniger aufgefallen und man hätte sie vielleicht auch schon als „arbeitsreif" eingeschätzt und sie damit auch allen Gefahren der Arbeit ausgesetzt.

Groß, unendlich groß ist die Schar der in den Städten und insbesondere in der Großstadt zur Arbeit mißbrauchten Kinder. Da gibt es Arbeit allerlei Art: Botengänge, Paket- und Lastenträgereien, Liefergänge für Heimarbeiter, Zeitungsausträger, alles dies meist im Dienste für die Eltern, die hier als Subunternehmer ebenso auftreten wie in der Heimarbeit. In der Kriegs- und Nachkriegszeit aber traten in allen Großstädten Kinder auch als selbständige Verkäufer ihrer Arbeitskraft auf, die sie für allerlei Gelegenheitsdienste bereit hielten, auch als Schleichhändler traten sie in Erscheinung. Insbesondere in der Umgebung der Bahnhöfe war und ist heute noch diese Gruppe von Kindern anzutreffen. Sie machen den hauptstädtischen Polizeiverwaltungen viel zu schaffen. Als der letzte österreichische Kaiser Karl zur Krönung nach Budapest fuhr, da meldeten die ungarischen Zeitungen einige Tage vorher, daß in der Nähe des Westbahnhofes Razzia abgehalten wurde und daß dabei einige hundert halbwüchsige Jungen aufgegriffen wurden, die sich dort als Gelegenheitsarbeiter, Händler und Diebe herumgetrieben hätten. Es hieß damals, daß sie alle in polizeilichen Gewahrsam gebracht wurden. Nach der Krönung hat man sie offenbar wieder freigelassen, denn man hatte sie ja nicht eingezogen, um sie und den ganzen Gesellschaftskörper vor einem sozialen Schaden zu bewahren, um ihnen helfend und sie vor der Verwilderung errettend beizuspringen, man hatte sie nur in den Kotter gesetzt, um von der geheiligten Person Karls Gefahren fernzuhalten, die ihm möglicherweise hätten drohen können und um mit Karl die Fremden zu schützen, die nach Budapest gekommen waren, Zeugen eines höfisch-nationalen Schauspieles zu sein. Lungern um den Bahnhof einige hundert junge arbeitslose Menschen, so ist das eine Wunde am Volkskörper. Sie zu heilen ist die kapitalistische Mißordnung außerstande, so versucht sie es wenigstens, bei besonders festlichen Anlässen, ihre Schande zu verhüllen. Sie gibt ein Schönheitspflästerchen auf die Wunde, sie sperrt die Lästigen ein. Wieder frei, werden solche junge

Menschen, für die die heilige Wirtschaftsordnung des Kapitalismus nichts übrig hat als Hunger und Prügel, nicht selten Rächer an der Gesellschaft. Wenn sich an die Schöße Bela Kuns nach dem Umsturz sofort gerade diese Menschen klammerten und in anarchistischem Zugriff Greueltaten setzten, die später Kun zur Last gelchrieben wurden, und wenn der weiße Terror Horthys auch wieder seine Bestien fand, so waren es vor allem wieder diese Ausgestoßenen, die sich der zweideutigen Rächerrolle charakterlos bald im Dienste des einen, bald in dem des anderen bereit fanden. Alles kann die Gesellschaft von solchen Unglücklichen erwarten, nur nicht, daß sie sich als nützliche Mitglieder in der Gemeinschaft einordnen. Italien hat das gleiche an seinen Faschisten erlebt. Und Oesterreichs und Deutschlands Gegenrevolution hat auch diesen Zuzug. Was hier sinnfällig wird, ist sonst im allgemeinen verhüllt. Die Kinderarbeit ist im allgemeinen nicht auf dem offenen Markt zu sehen — mehr im Haus, und hier wieder im Hinterhaus. Ihrer Herr zu werden, reichen Gesetze nicht aus. Auch sie wird erst fallen, wenn die kapitalistische Wirtschaftsordnung fällt; sie ist, wenn sie auch in der Industrie schon stark eingedämmt ist, mit dieser grausamen „Ordnung" untrennbar verknüpft. Der Kapitalismus kann ohne die Kinderarbeit nicht leben und an ihr wird er sterben. Sie ist eine der schlimmsten organischen Krankheiten, an denen er leidet.

Das Arbeitsrisiko des Kindes ist kein kleines, wenn es auch viel schwerer erfaßbar ist als die Unfallstatistik der erwachsenen Arbeiter. Da das Kind in der Hinterhauswohnung arbeitet, in nicht erfaßbaren Heimbetrieben, ist es als Arbeiter auch nicht registriert, und nur die umfängliche Umfrage, die in den Jahren 1907 bis 1908 in Oesterreich veranstaltet wurde, hat auch darüber einige Aufklärung gebracht. Im übrigen hat diese Umfrage das wahre Bild von der Kinderarbeit gegeben. Es sagt uns, wie untrennbar mit der „heiligen Ordnung" die Kinderarbeit verbunden ist und wie unmöglich es wäre, die Kin-

derarbeit voll zu erfassen, wenn es selbst Gesetze gäbe, die auf ihre Beseitigung abzielten. Es gibt heute keinen Zweig menschlicher Betätigung im Hause, in der Landwirtschaft, in der Industrie, im Handel und Verkehr, der ohne die Kinderarbeit bestehen könnte. Es sind Hunderttausende von Kindern — allein in Oesterreich —, die täglich regelmäßig Arbeit leisten müssen, um mitzuhelfen, die Wirtschaft ihrer Eltern aufrecht zu erhalten oder um sich selbst den Lebensunterhalt zu verdienen. Alle tun es, nicht weil ihre Eltern so grausam sind, sondern weil ihre Eltern unter einem so grausamen Zwang handeln müssen oder weil die Gesellschaft noch nicht die Kraft hat, sich schützend vor das Kind zu stellen. Wo nähme die auf Polizeigewalt gestützte kapitalistische Ordnung auch die Gendarmen her, die überall einzudringen hätten, wo Kinder arbeiten. Und wie könnte die Gesellschaft Gendarmen schicken, wenn sie nicht zugleich das Brot für die Kinder bereitstellte. Dazu gibt der Räuber Kapitalismus aber nicht die Mittel. Auch von der Erwerbsarbeit wird erst der Sozialismus das Kind befreien. Die sozialistische Wirtschaftsordnung, die nicht das Privateigentum kennt und darum auch nicht den Mehrwert, sie wird die Kinder nur soweit der Arbeit zuführen, als es nötig ist, die Kinder lebenstauglich, d. h. zu nützlichen Gliedern der Gemeinschaft zu machen. Sie wird den Kindern nicht Grauen und Furcht vor der Arbeit anerziehen, wie es heute dank der Anarchie in der Produktion geschieht, sie wird sie so in die Arbeit einführen, daß diese ihnen als das erscheint, was sie ist, als das höchste Gut der Menschen, als der Inbegriff alles Lebens, als die einzige Gewähr dafür, daß die Welt fortschreitet in ihrer höchsten Kulturentwicklung, mag es manchmal vorübergehend auch so erscheinen, als sei die ganze Kultur in Gefahr. Das wird freilich nicht die Arbeit des Schachtelmacherbuben sein, der bis zur Bewußtlosigkeit Holzring um Holzring kleben muß, und auch nicht die Arbeit der Perlenaufreiher, die in den Dörfern um Gablonz in der Stube der „Lampendrücker" anzutreffen sind, der Glasdrücker, die sich die Glasstange an einer Stichflamme

druckweich machen und sie dann unter die Formzange bringen, mit deren Hilfe aus der druckweichen Stange Posamenterieperlen gedruckt werden. Die Perlen haben dann die Kinder auf Schnüre aufzureihen. „Die Arbeit des Anreihens oder Auffädelns der kleinen durchlochten Steinchen mannigfachster Form ist", so ist es in dem Buche: Max Winter, Zwischen Iser und Neisse (Wien 1900, Volksbuchhandlung Ignaz Brand) geschildert, „fast ausschließlich Frauen- und Kinderarbeit." Den zweiten Tisch in jeder Lampendrückerstube nehmen die Anreiherinnen ein. Längs der Wände ziehen sich gewöhnlich Bänke, die zur Nachtzeit wohl auch als Liegestatt für die armen Menschen dienen, die 15 bis 17 Stunden gearbeitet haben. Auf diesen Bänken — vor sich den Tisch — sitzen die Anreiherinnen. Entweder auf dem Tisch aufgehäuft oder vor sich im Schoß haben sie einen Haufen von Posamenterieperlen. In der rechten Hand, eingeklemmt zwischen Daumen und Zeigefinger, halten sie fächerförmig ausgebreitet zehn bis zwölf etwa fünfzehn Zentimeter lange dünne Nadeln, mit denen sie so lange in den Haufen schwarzer Glasperlen stechen, bis sich an den Nadeln genügend Perlen angereiht haben. Dann streifen sie die Steinchen auf die in den Oefen hängenden Baumwollfäden. Dieser mechanischen Tätigkeit muß die Anfädlerin 15, 16, 17, ja selbst 18 Stunden im Tage obliegen, wenn sie nur einige Kreuzer verdienen will. Der höchste Preis, der für das Anfädeln von tausend Dutzend — das ist in diesem Falle die Einheit — gezahlt wird, ist nach meinen Erhebungen 11 Kreuzer. Der gewöhnliche Preis ist 10 Kreuzer. Ich habe auch Arbeiterinnen angetroffen, die $4^1/_2$ Kreuzer für das Anreihen von 1000 Dutzend bekommen. Das war allerdings ein Ausnahmefall wahnwitzigster Ausbeutung.

Wie viele tausend Dutzend können flinke, nimmermüde Anfädlerinnen nun fertigbringen? Das richtet sich nach dem Material. Sind die Löcher der Steinchen verstopft, dann muß die Anfädlerin froh sein, wenn sie im Tag — darunter sind immer 15 bis 18 Stunden zu verstehen — zehn Bund, also tausend Dutzend, fertigbringt. Ist die

Ware gut, dann kann sie bis zu fünfundzwanzig und selbst dreißig Bund im Tage anfädeln. Den häufigsten Lohn von 10 Kreuzer angenommen, kann sie also 10 bis 30 Kreuzer im Tag verdienen. Die Anfädlerinnen des Lieferanten Tomesch aus Laban arbeiten „nur einen halben Tag", das sind nach ihrer Angabe zwölf Stunden. Sie haben großlochige Perlen aufzufädeln. Davon können sie in dieser Zeit fünfundzwanzig Bund, also 2500 Dutzend, fertigstellen. Das Tausend zu $4^1/_2$ Kreuzer gerechnet, heimsen sie also für zwölfstündige Arbeit einen Lohn von $11^1/_2$ Kreuzer ein — sie bekommen also für die Stunde rastloser Tätigkeit nicht einmal einen Kreuzer.

„Die in diesem Zweige der Lampenarbeit verwendeten Kinder sind ungezählt. Wo es Kinder gibt — und wo an solchen Elendstätten gäbe es nicht Kinder! — da werden sie von ihren Erzeugern rücksichtslos zu dieser Arbeit herangezogen. Das Lampenarbeiterkind hat kein Recht auf Jugend. Gleich dem Kinde des schlesischen Webers ist es ausgeschlossen von allen Freuden der Kinderzeit, und selbst den unschuldigsten. Wie das Weberkind frühzeitig am Spulrad sitzen muß, so muß das Lampenarbeiterkind die Druckperlen anfädeln, die sein Vater erzeugt. Mag draußen die Sonne locken so viel sie will — das Lampenarbeiterkind lockt sie nicht heraus zu toller Lust. Es muß in der heißen, verpesteten Stube sitzen und anfädeln und anfädeln, bis es schlaftrunken zusammenknickt."

„Daß die Kinder arbeiten müssen, ist eine so in das Gedankenleben dieser armen Menschen übergegangene Sache, daß mir ein Lampendrücker, der kaum mehr genug Erdäpfel verdiente, auf die Frage: Warum er denn unter solchen Umständen überhaupt arbeite, die Antwort gab: „Wenn ich nicht arbeitete, hätten ja die Kinder nichts zu tun." In Hunkirschow traf ich ein so armes Kind, das Ueberarbeit und andauernder Hunger so herabgebracht hatten, daß es an dem sogenannten „Nachtschatten" litt. Das Kind verliert von Zeit zu Zeit seine Sehkraft. Da gibt es dann nur eine Medizin, gute, kräftige Nahrung. Wo-

her nehmen und nicht stehlen! Aber nicht alle Lampenarbeiter lassen ihre Kinder anreihen. Sie schicken sie auch „betteln". „Der Bettler hat ein viel besseres Leben als die Arbeiter," sagte ein Lampenarbeiter zu mir. Er hat Recht. Bekommen die Kinder auf ihren Bettelgängen gleich nur Knödelwasser geschenkt, sind sie dennoch besser daran, als säßen sie daheim beim Anreihen. Mehr als Knödelwasser und Brot können sie daheim auch nicht verdienen. So sind also im Lampendrückerland jene Eltern noch die Vernünftigeren, die ihre Kinder betteln schicken. Ein Staatsorganismus aber, der solchen grauenhaften Zuständen kein Ende machen kann, ist faul und schlecht — eine Gesellschaftsordnung, die solche Zustände nicht nur billigt, sondern schafft, ist eine unsittliche, eine barbarische, selbst dann, wenn einzelne Mitglieder dieser Gesellschaft sich der von ihren Eltern mißhandelten Kinder annehmen und Kinderschutz- und Rettungsgesellschaften gründen. In der Lampendrückergegend gibt es kein einziges Arbeiterkind, das nicht schon in zartester Jugend entsetzlichen Qualen ausgesetzt wäre, Qualen, die nicht durch die Schuld der Eltern heraufbeschworen wurden, sondern durch den menschen- und kindermordenden Kapitalismus. Hier ist das Zutodemarkern der Kinder Massenerscheinung!

„Die Hausmutter im Lampendrückerdorf muß eine gute Rechnerin sein, sonst könnte gar zu leicht an einem Tage aufgegessen sein, was für sieben reichen muß: Früh Zichorienkaffee, Mittag geriebene Erdäpfel oder Wassersuppe oder Sauersuppe, abends wieder Zichorienkaffee; zu jeder Mahlzeit Brot und der alltägliche Tisch ist gedeckt. In einem Hause treffen wir neun Personen: Drücker, Anreiherinnen und einen Schieferbrucharbeiter. Alle sind tätige Menschen. Ihr „Lieblingsessen" muß Sauersuppe sein, das ist in Wasser gelöster Sauerteig. Eine der Frauen rechnet mir vor: ein Pfund Schwarzmehl kostet 4 Kreuzer (7 Pfennig), von einem Pfund bekommt sie sechs Portionen Suppe. Ein Teller Suppe samt Erdäpfeln kostet sie alles in allem 4 Kreuzer. Dazu ein Stück

Brot, und der Hungrige muß satt sein. Heute haben sie große Reinigungsarbeit. Es geht schon auf Mittag und ich sehe kein Feuer im Herd. Ich frage, wann sie kochen werden. Da lacht das hochschwangere Weib vor mir auf und sagt: „Heute nichts. Wir haben keine Zeit." Das Lachen der einen teilt sich bald allen mit. Sie finden es so ungeheuer komisch, daß sich einer um ihre Lebensverhältnisse kümmert. Lachend erzählen sie mir von ihrem übrigen Elend. Sie haben sich Erdäpfel zum Setzen gekauft. „Davon," sagt die Aelteste, „müssen wir ein paar stehlen und kochen". Dann reibt sie sich mit der flachen Hand den Bauch und endet: „Wir tuns in den Bauch hineinsetzen". Dieser Witz ruft ungebundene Heiterkeit hervor.

Ich wende mich der Schwangeren zu: „Diese Kost kann kaum genügen, Sie zu erhalten, wie erst können Sie das Kind im Mutterleib ernähren?" — „Das Kind kommt halt schwach zur Welt," sagt sie gleichgültig. „Mir sind schon zwei gestorben." — „In welchem Alter?" — frage ich. — „Das eine war drei Wochen, das andere elf Wochen alt. Ich bringe kein Kind vorwärts." Auch die Erinnerung daran läßt sie gleichgültig. Im gleichgültigen Stumpfsinn nimmt sie diese Tatsache hin, und als mein Dolmetsch hinzufügt, daß nur wenige Kinder das erste Jahr überleben, bestätigt sie diesen Erfahrungssatz mit Kopfnicken.

In anderen Behausungen habe ich nicht so viel Gleichgültigkeit getroffen. Da klagt eine Militaristenfrau über das miserable Leben, das sie führen müsse. Wenn sie nicht eigene Erdäpfel hätte, wüßte sie nicht, wovon sie und ihr jetzt vaterloses Kind leben könnten. Die Ausgabe für die Milch kommt sie hart an, aber da hat die Not einen Ausweg geschaffen. „Wenn ich Geld habe, so kaufe ich Milch, wenn nicht, so trinken wir schwarzen Zichorienkaffee allein." Die Frau zahlt für ihre Stube und ein Stück Feld 40 Gulden Jahreszins. Diese Ausgabe ist ihr die wichtigste, da verzichtet sie lieber für sich und ihr Kind auf den Nährzusatz im Zichorienkaffee. Es geht ohne Milch auch, weil es das Elend so will.

Die Wochenrechnung einer Hausmutter, die sieben Personen um vier Gulden in der Woche beköstigen muß, stellt sich im Sommer wie folgt:

1 Kilo Zucker	—.40 Gulden
2 Kilo Mehl	—.36 Gulden
7 Laib Brot à 24 Kreuzer	1.68 Gulden
1/2 Kilo Salz	—,07 Gulden
1/8 Kilo Kaffee	—.20 Gulden
Speck und Talg (als Speisefett) . .	—.20 Gulden
1/2 Zentner Kohle	—.42 Gulden
Seife, Buttermilch, Zündhölzer usw.	—.20 Gulden
Zusammen:	3.53 Gulden

Im Winter muß die Frau außerdem noch einen Liter Milch täglich kaufen. Das sind, der Liter zu 8 Kreuzer, 56 Kreuzer in der Woche, so daß also sieben Personen eine Woche lang um 4 Gulden 9 Kreuzer verköstigt werden. Im Sommer verwendet die Hausfrau diesen Rest von 50 Kreuzer zum Ankauf von Eiern, Grieß, Erbsen, Reis, Fischen usw. Das ist die beste Zeit der sieben Menschen, die zusammen für die Stillung des Magens trotz harter Arbeit nicht mehr als 4 Gulden in der Woche aufbringen. Sonst essen sie Erdäpfel, Erdäpfel und wieder Erdäpfel, denn diese bauen sie selbst. Nach dieser Richtung stellt sich also der Wert der Tagesmahlzeiten für eine Person auf acht Kreuzer. Damit soll die Kraft ersetzt werden, die bei 15- bis 18stündiger Arbeitszeit aufgebraucht wird. Fleisch kommt nur dreimal im Jahre auf den Tisch, zu den großen Feiertagen, und dann für sieben erwachsene Personen 3/4 Pfund Siedefleisch, das 21 Kreuzer kostet.

„Dieses Beispiel ist kein vereinzeltes. Wo immer man bei einem Lampendrücker einkehrt, dort findet man als Hauptmahlzeit die geriebenen Erdäpfel, eine klebrige, kleisterartige Suppe von widerlichem Geschmack."

Zu dem Schlimmsten vom Schlimmen zählt die geistlose Eintönigkeit solcher Kinderarbeit. Die Anreiherinnen müssen immer wieder in den Haufen von Glasperlen

vor sich stochern, sowie die Blumenmacherkinder immer wieder dieselbe Handbewegung machen, dieselben Stengel mit grünem Papier umwinden, dieselben Rosen oder Nelken, immer Blatt an Blatt fügen müssen, oder wie die Nüsseaufschläger, die Bonbonwickler, die Spuler in der Webstube, die Spielzeugmacher im Erzgebirge, die Bast- und Schilfflechter, die Kinder, die Hemdknöpfe auf die Kartons nähen müssen und worin immer die tausend niederen Dienste bestehen, zu denen man die Kinder mißbraucht. Solche Arbeit kann den Kindern nicht als Inbegriff alles Schönen und Geistigen erscheinen, solche Arbeit muß sie abstoßen und ihnen die Arbeit schließlich als eine Teufelserfindung erscheinen lassen. Die Kinder aber vor die große Arbeit des vielgestaltigen Lebens führen und sie nun den Gebrauch der verschiedenen Rohstoffe und den Gebrauch der verschiedenen Werkzeuge zu lehren, sie selber aufbauen lassen — das ist etwas ganz anderes, das wird der Arbeit ihre Apostel sichern und letzten Endes jedem Menschen den richtigen Platz im Getriebe. Vor allem aber wird es die Fesseln der Lohnsklaverei sprengen, die heute noch fälschlich als Arbeit bezeichnet werden, und die sich mit verwundender Schärfe tief in das Fleisch unserer Kinder eingraben.

★ ★ ★

Drill- oder Erziehungsanstalten.

Ein Wort muß auch über die Erziehungsanstalten gesagt werden. Auch durch sie wird am Kinde gesündigt, und leider können hier nur wenige Ausnahmen zugebilligt werden. Zumal in Deutschösterreich, wo das Erziehungsgeschäft vorwiegend in den Händen der Kirche oder der aus klerikalen Seminaren hervorgegangenen Lehrer liegt, stehen viele tausende Kinder unter der unnatürlichen Zucht dieser Erziehungsanstalten, die diesen Namen wohl führen, in Wirklichkeit aber nur Drillanstalten sind. Einige wenige Versuche wurden gemacht, um für die Kinder der Bourgeoisie Erziehungsanstalten zu schaffen. Da und dort sind Landerziehungsheime erstanden, aber weder vermochten es diese Heime, den Geist der öffentlichen Erziehung zu beeinflussen, noch gewannen sie durch die Menschen, auf die sie wirkten, Bedeutung. Sie waren und sind es heute noch, mehr oder weniger gut gemeinte pädagogische Spielereien mit mehr oder weniger Snobtum und Schmockerei, aber für die große Erziehungsfrage der Menschheit bedeuten diese Anstalten nichts. Im günstigsten Falle haben diese übrigens samt und sonders auf das Einbringen von Geldgewinn berechneten Anstalten pädagogische Achtungserfolge, die auch häufig nur auf das gegenseitige Hinaufloben in den Fachzeitschriften zurückzuführen sind. Einer wirklich neuen Erziehungsidee dient keine. Einen einzigen Vorzug vor den öffentlichen Anstalten Deutschlands und Oesterreichs haben manche dieser Heime — sie sind zumeist frei vom militärischen Geiste, der in den anderen Erziehungsanstalten noch gewaltig spukt. In den meisten österreichischen Waisenhäusern, den gemeindlichen und staatlichen, den von den

öffentlichen Gewalten geleiteten, wie in denen der privaten Wohltätigkeit werden die Kinder noch immer uniformiert, Knaben wie Mädchen, denen man die wenig kleidsamen, wenig kindlichen, klösterlichen, meistens schmucklosen Waschkleider im Sommer und ebensolche, nur noch mehr düsteren Barchentkleider im Winter gibt, während die Buben schon im zartesten Alter in eine Art Soldatenuniform mit Militärkappe und Aufschlägen am Rock gesteckt werden. Erst spät, im Jahre 1920, wurde in Wien mit diesem System gebrochen, und die seither bestellten Kleider vermeiden den militärischen Schnitt. Das Uniforme der Kleider ist allerdings auch da noch immer nicht aus der Welt geschafft, dafür müssen Zeiten abgewartet werden, da es wieder Auswahl in Kleiderstoffen gibt.

Die Uniform ist nicht nur unkindlich und unhygienisch, sie fördert auch den militärischen Erziehungsgeist. Das Kind braucht kurze Kleider, soll es nicht in seiner Bewegungsfreiheit behindert sein. Die lange Hose hemmt die körperliche Entwicklung der Knaben, die alle ihre Muskeln müssen betätigen können, und die hochgeschlossene Militärbluse behindert die Haut- und Lungenatmung, die bei lebhaftem Spiel auch kräftig sein muß. Die Förderung des militärischen Erziehungsgeistes durch die Uniform ist aber noch schlimmer. Wo die Kinder uniformiert sind, muß man ihnen auch uniformierte Erwachsene gegenüberstellen, und so ist man in Oesterreich in den Waisenhäusern zu uniformierten Aufsehern gekommen, die nichts anderes sind, als die zu Profosen aufgestiegenen Feldwebel in den alten österreichischen Kadettenschulen zu Radetzkys Zeiten. Wohl wurde ihnen von Amts wegen der Prügelstock genommen, aber sie prügeln doch ab und zu, so wie dem alten Militarismus das Prügeln und Mißhandeln der Soldaten nicht abzugewöhnen war, wenn auch in der Armee mit der allgemeinen Wehrpflicht die Prügelstrafe abgeschafft wurde. Genau so in den Waisenhäusern. Das Prügeln als Strafe ist nur dem Direktor eingeräumt, er darf die feige Handlung begehen, einen Schwächeren

und Kleineren zu prügeln — aber wohl die meisten Aufseher halten sich nicht daran und prügeln, wenn sich ihnen dazu eine Gelegenheit bietet. Aber auch die sonstigen Mannschaftsquälereien, die im alten Militarismus gang und gäbe waren, haben in den Waisenhäusern durch die dem Militärstande entnommenen Aufseher Eingang gefunden, und sie haben sich dort bis zum heutigen Tage aller Abwehr zum Trotz mehr oder weniger stark noch erhalten, so lange die Uniform der Kinder uniformierte Erzieher nötig macht. Erschütternde Bilder entwirft Pilz, „Aus den Erinnerungen eines Waisenknaben", München 1910, Verlag von Ernst Reinhardt. Was allen diesen Kindern in den öffentlichen Anstalten fehlt, das ist die Mutterliebe. Fällt einmal die Uniform, dann haben auch die uniformierten Aufseher ihre Berechtigung verloren, und der nächste natürliche Schritt wird der sein, daß man die Waisenkinder statt mit Aufsehern mit womöglich weiblichen Erziehungshelfern umgeben wird, die wir uns allerdings auch selber erst werden heranziehen müssen. Geeignete Frauen für solchen Dienst wird man in größerer Zahl erst ausfindig machen, wenn man das soziale Dienstjahr eingeführt haben wird. Bis dahin müßte man sich durch öffentliche Ausschreibungen aller dieser Stellen helfen, deren Erlangung weniger von dem Nachweis der Absolvierung bestimmter Schulen als von der seelischen Eignung abhängig gemacht werden müßte. Diese Prüfung müßte in einer Beobachtung durch einige Kundige bestehen. Die spezielle Ausbildung müßte dann den Leitern solcher Anstalten obliegen. Auch sie müßten nach bestimmten Grundsätzen ausgewählt werden, deren wichtigster wäre, daß sie selber soziale Menschen sind. Diese sind heute allerdings noch sehr dünn gesät. Erst unter solcher Führung wären die Anstalten für die Kinder erträglich, erst dann würden diese zarten Pflänzchen auch mit Liebe umgeben, mit der verständnisvollen Liebe, deren die Kinder bedürfen, aber noch besser wäre es, kleine Kinderkolonien mit solchen sozialen Menschen an der Spitze zu bilden.

Wie dringend solcher Wandel wäre, zeigen uns Blicke in heute bestehende Erziehungsanstalten. In den Wiener Waisenhäusern gab es noch im Jahre 1920 böse Zustände. Die Aufseher und nicht selten pädagogisch ungenügende Direktoren waren auf die armen Kinder losgelassen, und nur allmählich konnte Besserung erwartet werden. Da gab es in einem solchen Waisenhause immer wieder versteckte, später auch offene Klagen gegen den Direktor, der für die körperliche Erziehung der 200 Knaben, die ihm anvertraut waren, kein Verständnis hatte. Die Anstalt war seinerzeit nach modernen Begriffen errichtet worden und hätte der Jugend recht gut dienstbar gemacht werden können, wenn sie halbwegs verständig geführt worden wäre. Indes wurde sie geradezu gehässig gegen die Jugend geführt. Der alte Schulmann, dem sie anvertraut war, hatte auch nicht eine blasse Ahnung von der Erziehungskunst. Er ließ die Kinder z. B. auf einem Sandplatz unter großer Staubentwicklung spielen, auch dann noch, als er aufmerksam gemacht wurde, daß der Staub den Lungen der Kinder schadet. Er hätte den Sand nur zusammenkratzen lassen dürfen, und der Platz wäre wenigstens staubfrei gewesen, aber dieser Leiter war zu indolent, um solche Vorsorge für die Kinder zu treffen. Er empfand es überhaupt als Ruhestörung, wenn die Knaben im Garten lebhaft waren, und er hatte beobachtet, daß sie am lebhaftesten beim Ballspiel waren. Der alte, Unterrichtsfeldwebel verbot darum das Ballspiel, und da die Kinder hinter seinem Rücken dennoch dem in staubfreier Luft gesunden und zuträglichen Spiel oblagen, schlich er sich an sie heran oder legte sich in den Hinterhalt, um im geeigneten Augenblick hervorzuspringen und den Kindern den Ball wegzunehmen. Anschließend an den Staubspielplatz ist eine Kinderkegelbahn. Sie wurde seinerzeit gebaut, um den Kindern auch die Freude des Kegelspiels zu geben. Die Bahn wurde aber nur einmal „benutzt". Das war, als eine amerikanische Studienkommission in dem Hause erschien, das wegen seiner inneren Reinlichkeit als Musteranstalt galt. Die Amerikaner photographierten

und so wurde den Kindern die Freude, daß sie, wenigstens für die photographische Platte, kegeln durften. Seither war die Bahn wieder unbenutzt und im Sommer stets als Stecklingszuchtraum für den Gärtner in Verwendung. Als die Bahn ihm Sommer 1920 aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt wurde, zeigte es sich, daß indessen das Kugelbrett vermorscht war. In einer anderen Anstalt war die Kegelbahn so lang, daß sie von den Kindern darum nicht benutzt werden konnte. Sie war auch hier nur Schaustück oder Spielbahn für den Direktor und seine Freunde. In der erstgenannten Anstalt gab es auch sonst noch mancherlei Ungereimtes. Die Anstalt war einem großen Sportplatz benachbart. Die Kinder waren auch hier leidenschaftlich auf das Fußballspiel erpicht, wie überall. Sie hätten auf den Sportplatz gehen können, der Anstaltsleiter aber untersagte es. So wie diese das Fußballspiel liebten, so haßte er es. Wenn hier ein Wort über das Fußballspiel gesagt werden soll, so dieses, daß die Gegnerschaft so vieler Jugenderzieher gegen das Fußballspiel ein wenig übertrieben ist. Das Fußballspiel ist nicht nur eine Lungenübung, es ist auch eine prächtige Sinnesübung. Mit angespannter Aufmerksamkeit müssen die Spieler den Wanderungen des Balls folgen, um je nach dem Platze, auf den sie gestellt sind, geistesgegenwärtig und schlagfertig einzugreifen. Man sagt, daß der Faustball und der Wanderball dieselben Möglichkeiten böten, den Körper und die Sinne zu stärken. Das wird niemand bestreiten — aber warum soll nicht auch das Fußballspiel gepflegt werden. Nur darum, weil manchmal in der Spielleidenschaft auch Roheiten unterlaufen? Darum muß man die Roheiten bekämpfen, aber nicht das Spiel, das nun einmal das auserlesene Lieblingsspiel unserer heranwachsenden Jugend ist. Wenn bedachte Erzieher eines dazu tun können, so wäre es, daß sie die Kampfform des Spiels zu veredeln trachten, indem sie mitspielen: das Fußballspiel aber abschaffen wollen, hieße doch das Kind mit dem Bade verschütten. Auch der Erzieher hat mit der Volksseele zu rechnen. Diese aber entscheidet sich

nur immer für das Fußballspiel, das heute neben dem Kino zu den beliebtesten Massenvergnügungen gehört. Hunderttausende, die ehedem an schönen Sonntagsnachmittagen die Wirtsstuben bevölkerten, sind heute Besucher der Fußballspiele, die längst zu wahren Volksschauspielen geworden sind. Das Fußballspiel ist auch eine mächtige Hilfe im Kampfe gegen die Alkoholsitten oder besser Unsitten, gegen das Alkohollaster breiter Volksschichten.

Doch kehren wir wieder zu unseren Anstalten zurück. Es ist noch manches über sie zu sagen, vor allem über die Straffysteme in ihnen. Die Waisenhauserziehung ist noch ganz auf das Autoritätsprinzip aufgebaut. Der „Herr Vatter", wie die Kinder sagen, ist der Herr und Kaiser, die Kinder sind seine Untertanen. Lehrer und Aufseher sind bei dieser Erziehung zur Untertänigkeit seine Helfer. Nicht nur etwa die Vollstrecker seines oft despotischen Willens, nein, sie sind auch Despoten. Etwas von der Macht des Leiters eignen auch sie sich an und mißbrauchen sie nun je nach dem Grade ihrer Unbildung. Das Kinderprügeln durch Aufseher ist leider eine sehr häufige Erscheinung, oder sie war es wenigstens in Wien bis zum Jahre 1920. Ob die in diesem Jahre getroffenen Abwehrmaßnahmen ausreichend waren, muß dahingestellt bleiben. Aber in diesem Jahre war es noch möglich, festzustellen, daß einzelne Aufseher die Kinder nicht nur prügelten, daß sie sich aus der Schar der Kinder „Offiziersdiener" (Pfeifendeckel hieß das in der altösterreichischen Soldatensprache) bestimmten und diese für die persönlichen Dienste, die ihnen die Knaben leisten mußten, nicht nur mit einigen Kronen belohnten, sondern auch mit dem Recht, andere kleinere Kinder selbständig zu strafen. Solche Kinder mußten dann auf Befehl ihrer etwas größeren Schicksalsgefährten beim Bette knien, oder im Winkel stehen, oder sie mußten Hände wagrecht stehen bis zur Uebermüdung, und wenn ihnen die Arme niedersanken, so werteten ihre jungen Quäler dies als Unbotmäßigkeit. Diese Methoden haben die Kinder natürlich nicht selbst erfunden, sondern den lieben Erwachsenen abgeguckt, die sie zuerst anwende-

ten. Diese Methoden gehören zur Hausüberlieferung mancher dieser Häuser, natürlich auch die anderen Kinderquälereien, die das „Recht" des Stärkeren, angewendet in der Erziehung, erfunden hat. Das „Recht" des Stärkeren, den Schwachen zu unterdrücken, wird so den Kindern als böses Beispiel gegeben, anstatt daß man ihnen die Pflicht des Stärkeren, den Schwächeren zu helfen, jederzeit vorlebte. Am quälendsten ist es für die Kinder, wenn ihnen die geringen Freiheiten entzogen werden, die sie genießen. Das sind in den von Nonnen geleiteten Mädchenwaisenhäusern die beliebtesten Strafen. Einem Kinde, das ein schlechtes Schulzeugnis heimbrachte, wird zur Strafe beispielsweise die Erlaubnis entzogen, Weihnachten oder Ostern im Kreise seiner Familie zu verbringen, und da mußte auch manchmal noch die heuchlerische Ausrede herhalten, daß die Familie ohnehin nichts zu essen habe. Da hätte man den Kindern ja die Lebensmittel in die Ferien mitgeben können, die es bei Ferienentzug in der Anstalt verbrauchte. Es war aber nicht Sorge um den Leib des Kindes, es war der Wille für diese Strafe bestimmend, das Kind an der verwundbarsten Stelle seines Gemüts zu treffen. Auch aus politischen Gründen wurden die Kinder nicht selten mißhandelt. Als der erste sozialdemokratische Bürgermeister Wiens anordnete, daß die Waisenkinder als geschlossene Masse nicht mehr an der Frohnleichnamsprozession teilnehmen dürfen, da teilten dies die Nonnen, die ein solches Haus führten, den Kindern nicht mit. Sie ließen die Kinder alle Vorbereitungen zum Kirchenfeste machen wie gewöhnlich. Sie stachelten ihre Eitelkeit auf, sich recht schön für den „Umgang" herauszuputzen. Locken drehten sich die Mädchen ein. Jede bekam ihr Sommerkleid frisch gewaschen und gebügelt, und als sie dann in Reih und Glied angetreten waren, der Erwartung voll, wie schön das Fest sein werde, trat die Oberin vor die Kinder hin und sagte ihnen: „Der Bürgermeister hat verboten, daß ihr an dem Feste teilnehmt. Kleidet euch wieder um". So wenigstens berichtete es ein Mädel ein Jahr später, nachdem es der Zucht des Waisenhauses ent-

rissen war. Man kann sich die Enttäuschung der Kinder ausmalen. So sehen wir also der Anstaltserziehung überall schwere organische Fehler anhaften, die nicht durch Reformen zu beseitigen sind, nur durch eine Wandlung des öffentlichen Geistes in Erziehungsfragen. Wie das Proletariat dieses herbeiführen kann, das wird in den folgenden Blättern zu behandeln sein.

★ ★ ★

Selbsthilfe des Proletariats.

Aus allem bisher Gesagten erhellt schon, daß das Proletariat alle Hoffnung, die es bisher auf die Gesellschaft gesetzt hat, fahren lassen muß. Der Glaube schien gerechtfertigt, daß es nur einer besseren Verwaltung des öffentlichen Gutes bedürfe, um wenigstens die gröbsten Schäden zu beseitigen. Dieser Glaube hat sich schon in den ersten Jahren der europäischen Revolution als irrig erwiesen und jeder Tag bringt neue Beweise dafür, daß z. B. auch eine völlig von Sozialdemokraten beherrschte Verwaltung, wie es etwa die der Gemeinde Wien seit 1919 ist, außerstande ist, den sozialen Gesetzen des sozialdemokratischen Programms Geltung zu verschaffen, daß vielmehr auch ihr die Gesetze ihres Handelns von der kapitalistischen Wirtschaftsordnung auferlegt werden, genau so wie allen Verwaltungskörpern der unmittelbaren Nachkriegszeit. Ein Beispiel nur: Wien war nach dem Zusammenbruch des Weltkrieges von dem bösesten Kinderelend heimgesucht, das je einer Millionenstadt beschieden war. Nach einer wohldurchdachten Berechnung, die sich auf die ärztliche Massendurchsuchung Professor Pirquets im Jahre 1918 stützte, konnte man annehmen, daß Wien Mitte 1919 etwa 180000 Kinder hatte, die dringend der Hilfe bedürftig waren, sollte nicht die jahrelange Unterernährung schreckliche Folgen zeitigen. Der Hilferuf für Wiener Kinder wurde vom Ausland erhört. England nahm sich der Kinder von 1 bis 6 Jahren durch Gewährung regelmäßiger Wochenzubußen an, Amerika organisierte seine großzügige Ausspeisungsaktion, die in ihrer höchsten Entfaltung in Wien allein täglich 160 000 Kindern und Jugendlichen eine Zubuße im Ausmaße des

Drittels der notwendigen Nahrung gab, Schweden und Norwegen gaben Kleinkindern, Tuberkulösen und Jugendlichen Unterhalt oder Abendmahlzeiten, Holland, Deutschland, die Schweiz, Dänemark schickten Liebesgaben in reichen Mengen und über alles das hinaus nahmen die Auslandsstaaten, dem hochherzigen Schweizerbeispiel folgend, in dem einen Jahre 1920 insgesamt 120 000 Kinder auf zwei, drei, vier oft auch sechs und mehr Monate in Verpflegung. Daran waren neben der Schweiz auch Deutschland, Holland, Dänemark, Italien, Schweden, Norwegen, England, Belgien, die Tschechoslowakei, das südslawische Reich und auch, wenn auch nur mit einer ganz geringen Kinderschar, Frankreich beteiligt. Wollte man alle diese Hilfsaktionen rechnerisch erfassen und sie auch noch so bescheiden einschätzen, ein Betrag von fünfzig bis achtzig Millionen Dollar wäre das, was bei solcher Rechnung wenigstens herauskäme. Trotz dieser in der Weltgeschichte beispiellosen Hilfe verzeichneten die Wiener städtischen Jugendämter am 1. Januar 1921 insgesamt 24 500 Kinder, die noch für die Auslandshilfe vorgemerkt waren, deren sie dringend bedurft hätten. Ein Aufwand von mindestens 50 Millionen Dollar war also nicht imstande, alle Wiener Kinder helfend zu erfassen. Konnte dieses Hilfswerk von der Stadt Wien vollbracht werden, die, obgleich sie sozialdemokratisch verwaltet war, in ihre Haushaltungsrechnung 1920/21 für das Kapitel Kinderfürsorge doch nur den Betrag von 109 Millionen Kronen oder etwa einer halben Million Dollar einstellen konnte? Kann ein Hundertstel vollbringen, was hundert Hundertstel nicht vermöchten? Da versagt die soziale Einsicht, da versagt der soziale Hilfswille — auch die sozialdemokratisch verwaltete Gemeinde wird vor das harte Muß der Tatsachen gestellt. Die Grundtatsache ist eben, daß auch 1920/21 die kapitalistische Wirtschaftsordnung herrschte. Diese ist es, die auch der sozialdemokratisch verwalteten Gemeinde die Gesetze des Handelns aufzwingt. Was sie an Einnahmen irgendwelcher Art aufbringt, — so galt damals das Gesetz —, für zwei große unabweisbare Be-

dürfnisse muß sie alles aufwenden: für die Fortzahlung der Löhne und Gehälter der 50 000 Bediensteten und für die Beschaffung von soviel Auslandskohle, daß der Verkehr und die Beleuchtung der Stadt notdürftig aufrechterhalten werden können. Alles was darüber ist, stellte das der sozialdemokratischen Verwaltung aufgezwungene Gesetz des Kapitalismus als Luxus hin, als abweisbar. Und so konnte denn in dieser schlimmen Zeit den 24 500 Kindern, die bis dahin bei den ausländischen Hilfswerken abgewiesen worden waren, nun auch von der Gemeinde nicht geholfen werden, da der Kapitalismus die Milliarden verweigerte, die allein zur Rettung der Kinder nötig gewesen wären. Der Kapitalismus kennt nur einen Rechtstitel zur Aufzucht von Proletarierkindern: Er muß auch morgen noch genug Arbeitstiere in den Fabriken, hinter den Verkaufspulten und in den Schreibstuben und eine ansehnliche Zahl vor den Toren der Arbeitsstätten stehen haben. Ist dieses sein Bedürfnis befriedigt, dann können alle übrigen Proletarierkinder ruhig zugrunde gehen. Erst im Jahre 1923 erübrigte die beispiellos geschickte Finanzpolitik der Stadt reichste Mittel auch für die Jugendfürsorge.

Ein anderes Bedürfnis hat die Arbeiterklasse und sie muß es haben, wenn sie den begonnenen Kampf gegen die mitleidlose Klassenherrschaft des Geldsacks siegreich zu Ende führen will, und dieses Bedürfnis ist, daß sie dem proletarischen Kinde aus der Kraft der Arbeiterklasse heraus dieselben Entwicklungsbedingungen sichere, wie sie die Kinder der besitzenden Klassen haben. Erst dann wird das Proletariat zum Endkampf gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung rüsten können, erst dann wird sie die Kämpfer haben, die den Menschenfresser Kapitalismus überwinden.

Der Arbeiterverein Schul- und Kinderfreunde.

Den Weg zu diesem Ziele weist uns eine Organisation, die im Jahre 1908 in Oesterreich begründet wurde und die sich aus bescheidenen Anfängen zu einer großen Kampf-

organisation herausgewachsen hat: Der Arbeiterverein Kinderfreunde, oder wie er seit der am 1. Januar 1923 mit dem Soziald. Verein „Freie Schule" vollzogenen Vereinigung heißt: Der Sozialdemokratische Erziehungs- und Schulverein „Freie Schule" — „Kinderfreunde". Die Satzungen umschrieben so seinen Zweck:

„Der Verein ist ein Elternverein. Sein Zweck ist es, das Proletariat zusammenzufassen, damit es aus gemeinsamer Kraft das geistige und leibliche Wohl seiner Kinder und deren Entwicklung zu sozialistischem Fühlen, Denken und Wollen so fördere, wie es dem einzelnen Elternpaar in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht möglich ist. Der Verein führt auch den Kampf um die Freiheit der öffentlichen Schule. In diesem Sinne wendet er alle seine Mittel an, um die Trennung von Schule und Kirche und die Aufhebung aller Bildungsprivilegien zu erreichen. Daher fördert er die auf diese Ziele gerichtete Schulreform und wird einer Zertrümmerung der öffentlichen Schulen in Bekenntnisschulen mit allen Mitteln entgegenwirken.

1. Der Verein veranstaltet Versammlungen, Elternabende und Vorträge mit freier Aussprache. Er gibt für den Gebrauch der Eltern Flug- und Zeitschriften heraus, legt eine Fachbücherei an und erteilt den Eltern, Lehrern und Erziehern in Schul- und Erziehungsfragen unentgeltlich Auskünfte und Ratschläge. (Erziehungssprechstunden und ähnliches.)

2. Den Kindern bietet der Verein:

a) Möglichkeiten, sich in jeder Art Leibesübung (Spiel und Sport, Wandern, Turnen, Schwimmen, Rudern, Rodeln, Skilaufen, Eislaufen) zu betätigen. Zu diesem Zweck hat sich der Verein Turn- und Spielplätze, Badegelegenheiten, Erholungsstätten für schwächliche Kinder, Rodelbahnen, Eislaufplätze durch Erwerb, Pacht oder mit Hilfe der Gemeinden, der Länder oder des Bundes zu sichern, denen er mit dieser Art Betätigung für die Kinder einen Teil ihrer Pflichten gegen die Glieder des Gemeinwesens abnimmt. Auch für die nötigen Spiel- und Sportgeräte und Behelfe hat der Verein zu sorgen, ebenso für die Beistellung von Spiel- und Hortleitern, Aufsichtspersonen und Lehrern, die womöglich aus dem Kreis der Mitglieder zu gewinnen oder heranzubilden sind.

b) Ferienwanderungen und Kinderreisen; gemeinsame, unter fachkundiger Führung unternommene Besuche von Museen, öffentlichen Einrichtungen und Anstalten, Betriebsstätten; Zweckausflüge und Stadtgänge zur Förderung der landeskundlichen, geschichtlichen, erd- und naturkundlichen Kenntnisse der Kinder, zur Hebung und Förderung ihres Kunstverständnisses, zur Schärfung der Sinne;

c) Handfertigkeitsunterricht, Lichtbildervorführungen, Vorlesungen aus guten Schriftwerken und den Besuch von Theatervorstellungen, die dem Verständnis der Kinder zugänglich sind. Er unterhält Gesang- und Musikübungen, Kinderbüchereien oder Jugendschriftenabteilungen, diese zur Bekämpfung des Schundschrifttums, und unternimmt auch sonst alles, was dem geistigen und leiblichen Wohl der Kinder dient. Zu diesem Zweck hat jede Ortsgruppe einen Hort zu errichten. Jede Ortsgruppe soll womöglich einen haben. Mit dem Hortbesuch werden auch mit Nutzen gemeinsame Bewirtungen der Kinder verbunden sein können.

3. Der Verein bietet allen seinen Mitgliedern in Schul- und Kinderschutzangelegenheiten unentgeltlichen Rechtsschutz.

4. Der Verein bekämpft die Gefahren, die den Kindern durch die vernachlässigte Erziehung oder aus dem Mißbrauch der elterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt, durch Züchtigung oder körperliche Mißhandlung drohen oder erwachsen, ebenso alle Gefahren, die aus der Verwendung der Kinder zur Arbeit über das Maß der kindlichen Kräfte hinaus entstehen. Er bekämpft den Genuß alkoholischer Getränke durch die Kinder und Eltern. Endlich schützt er die Kinder auch vor den Gefahren, die dadurch entstehen, daß die Kinder bei fremden Personen untergebracht sind, deren Ruf, Wohnung und Lebensverhältnisse keine Gewähr für eine gedeihliche Entwicklung der Pfleglinge bieten.

5. Der Verein bekämpft die gegnerischen (antirepublikanischen, klerikalen oder nationalistischen) Kinder- und Jugendorganisationen und alle Schulvereine, deren Bestrebungen den Zielen der sozialistischen Arbeiterbewegung zuwiderlaufen.

6. Der Verein kann sich Verbänden und Vereinen mit verwandten Bestrebungen anschließen und sucht durch seine Handlungen die öffentliche Meinung zugunsten sozialistischer Erziehung, Behandlung und Pflege der Kinder zu beeinflussen. Im gleichen Sinne kämpft er für die Reform der Schule, ganz besonders für die Ausgestaltung der Elternvereine.

Im Rahmen dieser Mittel, die je nach dem Vermögen der einzelnen Vereinskörper an Begabung und Geld da in größerer dort in kleinerer Zahl angewendet wurden, entwickelte sich bald reges Vereinsleben, und aus dem Zuströmen der Kinderscharen ergab sich bald auch ein natürliches Bedürfnis: Es mußten Gesetze der Massenerziehung gefunden werden, die mit der sozialistischen Weltanschauung der Erzieher in Einklang zu bringen waren. Aus anfänglich tastenden Versuchen hat sich im Laufe der Jahre ein ganzes System herausgebildet, dem die Reichskonferenz 1920 endlich die erste Form geben konnte, indem sie es als den Willen der mächtig angewachsenen Organisation aussprach, daß die Kinder im Geiste der sozialistischen Weltanschauung erzogen werden sollen und daß dies zu erreichen sei, indem man sie — so formulierte es der Berichterstatter über diesen Punkt, der Leiter der bis heute einzigen Erziehungsanstalt der „Schul- und Kinderfreunde" (Wien-Schönbrunn), Dr. Otto Felix Kanitz, — zur Klarheit (der Begriffe und des Wollens), zur (inneren sittlichen) Freiheit und zur gegenseitgen Hilfsbereitschaft führe.

Das ist langsam so geworden. Mehr als ein Jahrzehnt der Gesamterfahrung mußte vorangehen, ehe sich die Schul- und Kinderfreunde zu solcher Klarheit durchringen konnten. Nach dem alten österreichischen Vereinsgesetz mußte sich der Verein — um der Form zu genügen — einen „nichtpolitischen Elternverein" nennen. Gleichwohl war er immer ein von Sozialdemokraten gebildeter Verein. In seiner ursprünglichen Form war er ein Verein, der manches mit dem Wirken bürgerlicher Wohltätigkeitsvereine gemein hatte, wenn er sich von ihnen auch vom ersten Tage an dadurch unterschied, daß er ein Elternverein war. Der Gedanke zur Gründung eines Vereins, der in das Leben des proletarischen Kindes etwas Freude tragen sollte, entsprang dem Kopfe des Redakteurs Anton Afritsch des Grazer sozialdemokratischen „Arbeiterwillen", eines Mannes, der sich vom Tischlergehilfen zum angesehenen Vertrauensmann der Arbeiterklasse

und zu einem geachteten Schriftsteller hinaufgearbeitet hatte. Schon nach einem Jahre gesellte sich dem „alpenländischen" Verein Kinderfreunde ein „niederösterreichischer" bei, der 1910 in dem Wiener Arbeiterbezirke jenseits der Donau, in Floridsdorf, gegründet wurde. Beide Vereine lebten langsam wachsend so dahin, bis ihnen der Weltkrieg neue Wege wies. Mit dem Ausbruch des Weltkrieges ereilte beide Vereine dasselbe Schicksal. Viele Ortsgruppen verwaisten. Die besten Mitarbeiter des Vereins, die jungen tatkräftigen Obleute, die Spielleiter, manche Lehrer, die auch damals schon den Weg zum Verein gefunden hatten, mußten einrücken, mußten hinaus in den Krieg, und viele, viele kehrten nie mehr zurück. Gerade die besten und tüchtigsten. Anstatt, daß unter der wachsenden Kriegsnot die Mitgliederzahl gestiegen wäre, sank sie. Zu Beginn 1916 erreichten beide Vereine ihren Tiefstand an der Mitgliederzahl. Der niederösterreichische war von 4000 auf 2300 Mitglieder herabgesunken. Da ermannte sich die Hauptversammlung im Frühjahr 1916 und rief die Mitgliedschaft zu neuer Kraftanstrengung auf. Die Not begann aufs höchste zu steigen. Schon zeigte die Unterernährung der Kinder in der belagerten Festung Mitteleuropa bedenkliche Formen. Staat und Gemeinde versagten völlig. In Wien z. B. hatte man im Frieden zur vorbeugenden Bekämpfung der Tuberkulose wenigstens drei Tageserholungsstätten für Kinder betrieben: Zwei auf Rechnung der Landesverwaltung, eine auf Kosten der Stadt Wien. Als die Russen vor Krakau standen, wurde Wien von irrsinnigen Generalen in eine Festung gewandelt und ringsum mit großen Erdwerken umgeben, mit deren Hilfe man natürlich nie die Eroberung Wiens verhindert, durch dessen Errichtung man aber Wien im Ernstfalle schwerer Beschießung mit weittragenden Geschützen ausgesetzt hätte. Diesem Wahnsinn fielen auch die zwei Erholungsstätten des Landes Niederösterreich zum Opfer, die im Befestigungsgürtel lagen und nun wegen der „Spionagegefahr" nicht betreten werden durften. Der

Zeitungskampf gegen diesen Wahnsinn nützte nichts. Hier mußte die Tat einsetzen. Und eine solche Tat setzte im Sommer 1916 der niederösterreichische Verein der „Kinderfreunde", indem er auf dem Schafberg im Bereiche des 18. Wiener Bezirkes (Währing) seine erste Tageserholungsstätte mit Hilfe der Militärbaudirektion errichtete. Er hatte dem Kriegsminister diese Nöte des Wiener Kindes geschildert, die Mitschuld des Kriegszustandes daran aufgezeigt und begehrt, daß eine überflüssig gewordene Militärbaracke vom Militärbauleiter in einem vom Verein bezeichneten Ort, nach den Wünschen des Vereins, in eine Erholungsstätte umgewandelt, aufgestellt werde. Damit war dem Verein der Weg gewiesen, wie er helfen könne, die gefährdeten Kinder körperlich zu gesunden: In corpore sano mens sana! In einem gesunden Körper eine gesunde Seele. Nun war die erste Möglichkeit dazu eröffnet. Gleichzeitig war es dem alpenländischen Vereine möglich, seiner ersten Ferienkolonie eine Erholungsstätte im größeren Stile anzugliedern. Der steierische Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose hatte in der Nähe von Graz ein großes Landgut, den Seidlerhof, erworben, und diesen mehr als fünfzig Joch großen Besitz den Kindern des „Arbeitervereins Kinderfreunde" als Gesundungszuflucht zugewiesen. Hunderte von Kindern sammelten sich nun an diesen Orten Tag um Tag. In Gruppen von fünfzig bis oft zu mehreren hunderten scharten sich aber an vielen Orten Sonntag um Sonntag um unsere Ausflugsführer die Kinder, und immer mehr Ortsgruppen suchten die Forderungen der Satzungen zu erfüllen, daß jede Ortsgruppe insbesondere für die Schaffung und Erhaltung eines Spielplatzes und eines Horts zu sorgen hätte. Dadurch gewann der Verein viele Sammelpunkte für die Jugend, und daraus ergab sich naturnotwendig das Suchen nach Gesetzen der Massenerziehung, die bis dahin völlig fehlten. Die Schule leistet Massenunterricht, aber nicht Massenerziehung. Die äußeren Formen des Schuldrills, der dort als Vorläufer des militärischen Drills an der Jugend verübt

wurde und wird, konnten nicht übernommen werden. Schon bei den Ausflügen wurde es als Mangel empfunden, daß die Schulkinder nur die Manneszucht kannten, die durch die Befehlsgewalt anderer beherrscht wird und keine Selbstzucht. Die Verantwortung bei Massenausflügen war groß. Nur Selbstzucht konnte da ein ernster Helfer sein. Als aber nun gar der Verein in seiner ersten Tageserholungsstätte auf dem Schafberg an Wiens Grenze die ersten hundert Kinder sammelte und Tag um Tag in seiner Obhut hatte, da mußten auch Mittel gefunden werden, um die Kinder von der verhaßten Zwangszucht zu befreien. Zur Zwangszucht gehört auch ein Recht, das heute das Gesetz noch immer Eltern und Erziehern einräumt, das Recht auf Züchtigung. Züchtigung kommt von Zucht. Die Erzieher des Vereins schließen aber die Züchtigung als Erziehungsmittel aus. In den Satzungen heißt es darüber, „daß der Verein die Gefahren bekämpft, die den Kindern durch vernachlässigte Erziehung oder aus dem Mißbrauch der elterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt, durch Züchtigung oder körperliche Mißhandlung drohen oder erwachsen". So mußte der Weg gesucht werden, die Kinder zur Selbstzucht, zur Selbstbeherrschung zu führen, und auf diesem Wege sind die „Kinderfreunde" ein beträchtliches Stück vorwärts gekommen. Ein wichtiger Helfer dabei war der Mangel an geeigneten Aufsichtspersonen. Die „Kinderfreunde" waren und sind bedacht, sich auch diese vornehmlich aus den Kreisen der Mitgliedschaft zu holen. Dreierlei soll diese geben. Die Kraft an Geld, an Zeit und an pädagogischer Kunst. Diese wurde am spärlichsten gegeben. Viele fühlten sich berufen, die wenigsten waren auserwählt. Je weniger geeignete Aussichtspersonen — meist Mütter und ältere Schwestern und Brüder — zu gewinnen waren, desto mehr mußte getrachtet werden, sie entbehren zu können. Dies aber schien nur möglich, wenn man die Kinder zur Selbstzucht brachte. Und das gelang, so bald man die ersten Kinder ständig unter sich hatte. Schon nach acht Tagen war die Leiterin der ersten Wiener Erholungs-

stätte Hermine Weinreb (gestorben 1922) so weit, daß sie aus den 120 ihr anvertrauten Knaben und Mädchen zwölf herausholen konnte, die ihr als die geistig hellsten erschienen. Diese sammelte sie um sich und besprach mit ihnen die Gruppenbildung in der Erholungsstätte. Jeder und jede dieser zwölf sollte der Führer einer Zehnergruppe sein. Diese Gruppe sollte durch freie gegenseitige Wahl gebildet werden. Den zwölf wurde bei der Besprechung gesagt, daß sich jeder aus dem Kinderhundert die neun Buben und Mädchen herausholen solle, die ihm am meisten zusagen, mit denen er Willens sei, gute Kameradschaft, hilfsbereite Freundschaft zu halten. Das geschah. Die zwölf kamen zurück, jeder mit seinem Gefolge von Erwählten. Nun wurden aber auch diese gefragt, ob sie damit zufrieden seien, daß der Franzl oder die Marie ihre Tischvorsteherin, Helferin, Freundin, Führerin sei, und ob sie willens seien, sie in ihrem Amte zu unterstützen. Erst als die Führer die Geführten und diese den Führer erwählt hatten, konnte man hoffen, daß die Gruppen ein brauchbarer Helfer in der Führung der Erholungsstätte sein werden. Dem war auch so. Es gab gefährliche Klippen zu umschiffen. Die Kinder mußten täglich mit der Straßenbahn ins Außengelände gebracht werden und abends wieder heim. Das Ein- und Aussteigen, das Umsteigen brachte die Gefahr von Unfällen mit sich. Kein einziger Unfall hat sich ereignet. Die Gruppenführer trugen die Verantwortung für die neun, die sich ihnen anvertraut hatten, mit vollem Ernste. Mittags gab es hungrige Kinder bei Tisch, unter ihnen viele Kleine, und recht heiße Suppe. Die Gruppenführer trugen sie zu. Indem sie selbst die Kleinsten in der Gruppe bemutterten, erstanden ihnen in den Gruppenmitgliedern freiwillige Helfer. Das gute Beispiel begann zu wirken. Die Größeren halfen immer den Kleineren. Die Pflicht des Stärkeren wurde lebendig. Immer mehr gewannen die Gruppen den Charakter von Familien. Sie alle zusammen bildeten die „erweiterte Familie" der Erholungsstätte, eine Familie mit fünf, sechs Vätern

und Müttern und 120 Kindern, als ein Teil der großen erweiterten Familie, zu der der junge Verein angewachsen war.

Die Erholungsstätte am Schafberg stand in einem Pflaumengarten, und 1916 war gute Ernte zu erwarten. Als die Kinder endlich Anfangs August die Erholungsstätte beziehen konnten, verfärbten sich schon einzelne grüne Pflaumen. Sie spielten ins Bläuliche hinüber, und das war für die obsthungrige Großstadtjugend das Zeichen, sich über das unreife Obst zu machen. Eine große Gefahr drohte dem ganzen Betrieb. Schon hatten sich zwei Fälle von Obstruhr ereignet. Gelang es nicht, die obsthungrigen Kinder, für die es als Großstadtkinder auch besonderen Reiz hatte, die Zwetschken vom Baume zu holen, abzulenken, so mußte der Betrieb gesperrt werden. Die zwei Ruhrfälle zeigten die Größe der Gefahr. Wieder half das System der Selbstverwaltung. Zuerst eine Besprechung mit den Gruppenführern und dann eine Vollversammlung mit der ganzen Schar. Jeder konnte mitberaten, mitbeschließen. Und es kam etwas rechtes heraus. Es wurde beschlossen, jeder Gruppe einen Baum in Obhut zu geben. Jede Gruppe sollte über ihn wachen, ihn pflegen, und jene Gruppe, die die beste Ernte erzielte, sollte eine besondere Prämie erhalten: Einen Gugelhupf, den von den Kindern lange ersehnten wienerischen Weihnachts- und Geburtstagskuchen. Die Ernte aber blieb Eigentum der Gesamtheit und sollte allen Kindern zugute kommen. Dieser Beschluß wirkte Wunder. Es kam kein Ruhrfall mehr vor und die Kolonie hatte eine gute Ernte, während ringsum in den Gärten das unter der sengenden Sommerhitze verdorrende Obst grün vom Baum fiel. Das kam, weil die Kinder ihre Bäume auch pflegten, weil sie Abend für Abend, ehe es zu Tal ging, auch die Bäume tränkten. In der letzten Ferienwoche aber gab es ein großes Zwetschkenknödelessen, und zum Abschied noch die Gugelhupfe, die sich alle Kinder redlich verdient hatten.

Mit diesen ersten Versuchen einer Massenerziehung im

sozialistischen Sinne war die Wegrichtung gefunden, noch nicht der Weg selbst, der seither immer mehr verbreitert wird und immer tiefer vordringt durch das Gestrüpp der Untertanenerziehung der Schule und der egoistischen Erziehung der Familie, die innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht gut anders kann, als das Wenige zu verteidigen und zu behaupten, was ihr als karger Anteil an dem Reichtum der Gesamtheit zugemessen wird.

Eine wichtige Wegstation war die erste Massen-Ferienkolonie, die im Jahre 1919 in dem aufgelassenen Waldviertler Flüchtlingslager von Gmünd 700 Kinder gleichzeitig vereinigte. Ein Regiment Kinder unter der Oberaufsicht eines Fünfundzwanzigjährigen, und doch nichts von dem alten Regimentston. Alle 700 Kinder eine Gemeinschaft bildend, die durch ihre gewählten Vertrauensmänner und durch die Vollversammlung Ordnung in ihren Reihen halten und dadurch die wenigen jungen Führer der Kolonie in ihrem verantwortungsvollen Werk gewaltig unterstützten. Die Kinder gaben sich selbst die Gesetze und sie übten übereinander die Gerichtsbarkeit.

Damit war wieder ein bedeutender Schritt nach vorwärts gemacht, und als während der Gmünder Tage die Möglichkeit winkte, im Wiener Sommersitz der Habsburger, im Schloß Schönbrunn, das erste Kinderheim der Kinderfreunde zu errichten, da wußten die Kinderfreunde auch schon, daß sie dabei eine Stätte gewinnen werden, an der sie die Gesetze der sozialistischen Massenerziehung werden erforschen können, eine Lehrstätte, an der sie die heranwachsende, aus unseren Reihen hervorgegangene Jugend zu Erziehungshelfern, Lehrern, Leitern werden heranbilden können, eine Pflanzstätte des Kinderfreundegedankens, von der die Kinderfreunde schon lange vor Gmünd geträumt hatten, an deren Aufrichtung sie geistig arbeiteten, seit sie in der Finsterleiten bei Rekawinkel einen Staatsgrund hatten, der ihnen 1918 auf fünfzig Jahre in Erbpacht mit Baurecht gegeben wurde. In abgeschlossener Waldeinsamkeit sollen einst

dort die Kinder in allen Künsten, Fertigkeiten, Wissenschaften des Lebens unterwiesen und aus ihnen die Helfer des Vereins herangebildet werden. Vom Spielleiter bis zum Wanderlehrer und zum Erziehungsführer, vom Küchenleiter bis zum Verwalter, vom Krankenwärter bis zum Arzt, vom Mitarbeiter an einer Ortsgruppe bis zum Geschäftsführenden der Gesamtorganisation. Vorläufig sucht „Schönbrunn" das Amt dieser Schule zu erfüllen. Die Kinderfreundesiedlung in dem ehemaligen Lustschloß Schönbrunn umfaßte drei Gruppen von jungen Menschen: eine von zwanzig Kleinkindern im Alter von 2 bis zu 8 Jahren, dann eine aus hundert Kindern beiderlei Geschlechts bestehende Gruppe im Alter von 9 bis 14 Jahren, und dann fünfzig 15- bis 18jährige Burschen und Mädels, die die zwei Jahrgänge der Fürsorgeschule in Schönbrunn besuchen. Aus ihnen wurden die künftigen Lehrer, Helfer und Amtsverwalter erzogen. Der Unterrichtsplan ist so gestellt, daß den jungen Menschen zunächst eine möglichst reiche allgemeine Bildung vermittelt wird: In gedrängter Form eine Art Lyzealbildung, die aber vom Geiste sozialistischer Weltanschauung getragen ist, dazu Fachwissenschaft für den künftigen Beruf, das den jungen Freunden in den Gegenständen Lebenskunde, technische Lebenskunde und Erziehungskunde geboten wird. Die freien demokratischen Formen gewinnen die Schüler dadurch, daß jeder Jahrgang eine Schulgemeinde bildet, die ihre eigenen Angelegenheiten in regelmäßigen Versammlungen berät. Hierher gehört auch die Feststellung des jeweiligen Reiseprogramms. Die Zöglinge der beiden Jahrgänge reisen und wandern viel gemeinsam, um durch Anschauung das theoretische Wissen zu ergänzen. Insbesondere technische und naturwissenschaftliche Kenntnisse werden ihnen auf diese Art zugänglich gemacht. Natürlich wurde im ersten Ansturm dieser ideale Vorsatz nicht restlos erreicht.

Den Kern des Schönbrunner Kinderheims bildeten die hundert Schulpflichtigen. Sie waren die eigentliche Gemeinschaft, aus der der Verein die sozialistischen Er-

ziehungsgesetze holte. Im ersten Jahre war die Gemeinde nach dem Vertrauensmännersystem der Erholungsstätten organisiert. Ein gewählter Heimausschuß der Kinder vollzog die Beschlüsse, die die Vollversammlung gefaßt hatte, und er bildete das Geschworenen- und Richterkollegium bei Fällen von Strafurteilen gegen Mitglieder der Gemeinschaft. Im zweiten Jahre wurden auch diese Befugnisse der Vollversammlung übertragen. Sie gab die Gesetze und überwachte ihre Einhaltung, sie sprach die Strafen aus und sorgte für den Vollzug. Die Gemeinschaft war auf einem Grundgesetz aufgebaut, ähnlich dem Gmünder. Das wichtigste Recht, das jedem Bürger der Gemeinschaft dadurch gegeben war, war das Beschwerderecht gegen alle Glieder der Gemeinschaft, also auch gegen die Lehrer, Aufsichtspersonen und auch gegen den Heimleiter. Dieses Beschwerderecht mußte in öffentlicher Vollversammlung ausgeübt werden, d. h. der Beschwerdeführer mußte unter wohlüberlegter Verantwortlichkeit handeln, wollte er sich nicht selbst bloßstellen. Das Beschwerderecht und mit ihm verbunden das Recht auf Anklage stand natürlich auch den Erwachsenen gegenüber den schulpflichtigen Gliedern der Gemeinschaft zu. Die Anklage lautete immer dahin, daß sich der Beschuldigte gegen die Gemeinschaft vergangen habe. Aus dieser Formulierung der Anklage fließt auch die Strafe. Sie lautet immer auf längeren oder kürzeren Ausschluß aus der Gemeinschaft, d. h. Ausschluß vom Genuß der verfassungsmäßigen Rechte der Gemeinschaft. Den Mitgliedern in der Gemeinschaft wird nicht irgendwie Gewalt angetan, aber sie werden von Vollbürgern einer Gemeinschaft wieder zu Kindern, die kein Beschwerderecht haben und die der Erwachsene strafen kann, wie er es mit seinem pädagogischen Gewissen für vereinbar findet. Mit dieser Strafe kam das Kinderheim beim Schönbrunn vollkommen aus. Während des ersten Jahres war diese Strafe noch verschärft. Die von der Gemeinschaft ausgeschlossenen Kinder wurden insofern auch körperlich ausgeschlossen, als sie an einem gesonderten

Tisch essen mußten, und über diesem Tisch hing eine Tafel: „Tisch der Verfassungslosen“. Das machte ihnen die Schande, in einer Gemeinschaft außerhalb der Verfassung gestellt zu sein, erst recht faßlich. Nur an diese Seite der Sache hatten die Erwachsenen gedacht, als sie dieser Einführung zusteuerten. Aber die Kinder bekamen auch bald eine andere Seite der Sache heraus, die, daß dadurch die Vorgänge in der Gemeinschaft auch Fremden preisgegeben wurden, die nicht Mitglieder der Gemeinschaft, ja sogar oft sozial fremde Menschen waren. Unter Führung einzelner Amtswalter bekam das Schönbrunner Kinderheim im ersten Jahre Besuch einiger hundert Fremder aus allen Teilen der Erde. Wenn diese nun sahen, daß einzelne Kinder an einem Tisch der „Verfassungslosen“ sitzen müßten, so waren diese Kinder öffentlich der Schande preisgegeben, nicht nur vor der Gemeinschaft, die die Gründe der Strafe kannte und darum auch milder urteilen konnte. Und eines Tages beschloß die Vollversammlung, daß diese an das Prangerstehen des Mittelalters erinnernde Einrichtung aufzulassen sei. Was in der Gemeinschaft vorgehe, sei ausschließlich Sache der Gemeinschaft. Seither hing es auch vom Beschluß der Gemeinschaft ab, ob ein Außenstehender als Gast beiwohnen konnte oder nicht. Das Gerichtsverfahren war dem Vorgang bei Geschworenengerichten nachgebildet. Zuerst wurde die Schuldfrage gestellt. War sie bejaht, dann erfolgte erst die Beratung über das Urteil und nach Beschluß dessen Verkündigung. Die Frage nach der Schuld mußte schriftlich beantwortet werden. Auch sonst hielten sich die Kinder an gute Bräuche im öffentlichen Rechtsleben. Als einer der ersten Amtswalter der Kinderfreunde seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, beschloß die Gemeinschaft, die eben in Strafe befindlichen neun Mitglieder aus diesem Anlaß zu „amnestieren“.

Wie gab sich nun die Gemeinschaft ihre Gesetze? Indem sie aus allen Vorkommnissen das Gesetzmäßige abzuleiten und zu erfassen suchte, immer natürlich im Geiste sozialistischer Weltanschauung. Ein Beispiel: Die Eltern

durften ihre Kinder alle Monat einmal besuchen sowie die Kinder alle Monate einmal Heimgang hatten. Nach dem ersten Besuchstag der Eltern gab es in der Kindergemeinschaft zwei Klassen: Besitzende und Besitzlose, je nachdem ihnen die Eltern viel oder wenig oder gar nichts mitgebracht hatten. Das war offenkundiges Unrecht, es störte die Gemeinschaft, und hier mußte ein Ausweg gefunden werden. Die nächste Vollversammlung befaßte sich damit. Da erhob sich ein Knirps und beantwortete die Frage, wie dem abzuhelfen sei, mit klaren Worten: „Ganz einfach. Man legt alles, was die Eltern gebracht haben, auf einen Haufen, und teilt es dann unter alle gleichmäßig auf." Das sozialistische Gesetz war gefunden. Aber noch lange nicht angenommen. Alle „Besitzenden", alle Egoisten schrien auf und wehrten sich gegen dieses Gesetz, aber nach etwa zweistündiger Wechselrede hatte die Gemeinschaft die Genugtuung, daß hundert Kinder für das sozialistische Gesetz stimmten und nur ein Egoist dagegen. Dieser eine machte von einer Bestimmung des Grundgesetzes Gebrauch, wonach jedes Gesetz nach zwei Monaten wieder zur Erörterung gestellt werden mußte, wenn auch nur ein Mitglied der Gemeinschaft daran Anstoß nahm. Pünktlich nach zwei Monaten meldete sich der kleine Ichmensch. Wieder Debatte, nun aber am Schluß die Genugtuung, daß auch der letzte Ichsüchtler im Geiste der Gemeinschaft stimmte. Nicht so leicht war die Erziehung der oft nur nach dem Stimmzettel sozialistischen Eltern zum praktischen Sozialismus. Die meisten verstanden die gute Absicht und folgten ihr. Einzelne aber steckten ihrem „Fritzl" oder ihrer „Minna" heimlich neben dem „offiziellen Paket" etwas Schokolade oder ein Stück Kuchen oder sonst etwas zu. Zum Glück waren die Kinder im sozialistischen Gemeinschaftsgeist schon mehr gefestigt. Sie gingen zum Heimleiter und gaben ihm auch das heimlich zugesteckte, so daß die Gemeinschaft nicht geschädigt war und der Heimleiter die Möglichkeit hatte, beim nächsten Elternbesuch den Eltern das unsozialistische ihrer Hand-

lungsweise vorzuhalten, und dadurch auch sie dem Geiste des praktischen Sozialismus näher zu bringen.

Die Amtswalter des Vereins sind eifrig bemüht, die Kinder zu sozialen Menschen zu erziehen. Viele Menschen bekennen sich heute zu einer sozialistischen Partei, ohne soziale Menschen zu sein, ohne in ihren täglichen und stündlichen Handlungen bewußt auch der Allgemeinheit zu dienen. Wer über einen Stein stolpert und sich umdreht, um zu sehen, ob er nicht dieses Hindernis beseitigen könne, damit sich nicht der nächste vielleicht das Bein breche, der handelt sozial. Wer achtlos weitergeht, höchstens über Unordnung und Schlamperei schimpft, der handelt unsozial. Sozial handeln heißt im Sinne gegenseitiger Hilfsbereitschaft handeln. In dieser Richtung die Kinder zu beeinflussen, heißt die Erziehung zu praktischem Sozialismus wirksam fördern. Der Sozialismus als Weltanschauung muß Religion sein. Der echte Sozialist muß ein guter Mensch sein, und er muß auch den nie versiegenden Drang in sich fühlen, Gutes zu tun. Dem Schwächeren zur Seite zu stehen, muß ihm Bedürfnis sein. Mitleid mit aller Kreatur zu haben, Abscheu gegen alles Unrecht, überall sich mächtig zur Wehr setzen, wo es gilt, Schlechtes abzuwehren, Schlechtem vorzubeugen, das muß seines Lebens Inhalt sein. Immer hilfsbereit, immer kampfbereit. Hier öffnet sich dem sozialistischen Jugenderzieher ein unendlich weites Feld, wo immer er sich mit Kindern befindet. Anlässe, sie zum Guten zu führen, gibt es immer und überall. Beim Ankleiden und Waschen am Morgen — wie kann da eines dem anderen helfen, beim Lernen, wie können da die Größeren Lehrer der Kleineren, ihre Helfer sein; auf den Spaziergängen und Ausflügen, beim Ein- und Aussteigen in der Straßenbahn oder Eisenbahn, bei der Aufteilung der Rucksacklasten auf Groß und Klein, bei Mahlzeiten, bei kleinen Unfällen des täglichen Lebens, überall kann die gegenseitige Hilfsbereitschaft der Menschen untereinander, aber auch die gegenseitige Hilfsbereitschaft aller Lebenden untereinander gepflegt werden! Wir

wandern durch den winterlich beschneiten Wald. Plötzlich beugt sich, ohne uns jedoch den Weg zu sperren, eine junge Tanne über den Steig. Die Schneelast drückt sie fast nieder. Auf dem tief ausgetretenen Waldpfad erkennen wir, daß schon viele Menschen unter dem Tannenbogen gewandelt sind, ohne mit dem Bäumchen Erbarmen gehabt zu haben. Noch ein Schneefall, und es muß unter der Last zusammenbrechen, oder entwurzelt sein junges Leben enden, die Tanne, der wir so viel Freude im Leben danken, so viel Wärme. Ein paar Schläge mit dem Stock auf die schwer beladenen Aeste, dann ein Rütteln an dem Stamm, und stolz beginnt sich die Gebeugte wieder aufzurichten. Vielleicht hätte es der nächste Windstoß auch besorgt. Vielleicht aber hätte er auch in den vereisten Schneetatzen der Aeste solche Angriffsflächen gegen die Tanne gefunden, daß sie unter seinem Ansturm niedergebrochen wäre. An einer Stelle des Waldbaches haben böse Buben den Froschlaich ans Land gesetzt. Ein Griff, und der Laich ist wieder in seinem Element, und einige hundert Lebewesen, die Gedankenlosigkeit vernichten wollte, sind gerettet. Ein junger Schreihals ist futterhungrig aus dem Nest gefallen. Aengstlich umflattert ihn die Mutter. Wir sehen das Nest. Einige Anstrengung, und wir können den Vorwitzigen seiner Mutter und seinem Nest wiedergeben. Wie viel danken wir den Sängern des Waldes?! Und wie viele gehen achtlos an einem solchen oft noch halbnackten Verunglückten vorbei und überlassen ihn mitleidslos dem qualvollen Tod: den Ameisen zum Fraß bei lebendigem Leib. So können wir auf Wanderungen und Waldgängen hundertfach auch die gegenseitige Hilfsbereitschaft alles Lebenden untereinander pflegen. Dann erst wird uns diese Hilfsbereitschaft auch dem Menschen gegenüber zur zweiten Natur geworden sein, dann erst werden wir fast mechanisch, ohne erst Gedankenanregungen empfangen zu müssen, im Sinne gegenseitiger Hilfsbereitschaft immer das Richtige treffen, so wie es einmal die Schönbrunner Kinder getroffen haben, als sie sich darüber beschwert hatten, daß es in den Zim-

mern des alten und wirklich schlecht heizbaren Schlosses zu kalt sei. Das war damals, als ganz Wien fror. Ein Jahr nach dem Zusammenbruch des Weltkrieges, in dem ersten Winter, über den die Riesenstadt nicht mit Hilfe der Kohlenvorräte hinüberkam. Die große und die kleine Entente hatten Wien kurz gehalten. Die große nahm Deutschland so viel Kohle, daß es uns nicht helfen konnte, und die kleine war bedacht, die Industriebedürfnisse der Tschechoslowakei vorerst zu decken, ehe auch nur ein Waggon Kohle nach Wien kam. Und dennoch konnte Wien nicht binnen einem Jahr von der Kohlen- zur Holzheizung übergehen. Die Folge davon war, daß ganz Wien fror. Die Schönbrunner Kinder aber machten von ihrem Beschwerderecht Gebrauch, und eines Tages hatte der Leiter in der Vollversammlung die Anklage, daß er die Kinder frieren lasse. Er klärte die Kinder auf. Er verwies auf die allgemeinen Schwierigkeiten der Holzbeschaffung und auf die besonderen, die in Schönbrunn durch die Heizanlage gegeben sind. Er sagte den Kindern, auf wie geringe Mengen an Heizstoffen die 550 000 Haushaltungen in Wien gestellt seien, auf so geringe, daß sie nicht einmal zum Kochen ausreichten. Am nächsten Sonntag aber wanderte er mit der Schar der Größeren in den Wienerwald, um ihnen zu zeigen, wie es anderen Proletarierkindern ergehe. Erschüttert standen die Kinder vor ihren jungen Altersgenossen, die, angetan mit Schuhen, durch die das Schneequatschwasser aus und ein konnte, in den Wald hinaus mußten, angetan oft mit Höschen, durch deren Risse und Flicken das nackte Fleisch der Kinder sah, die manchmal auch der Unterwäsche entbehrten, angetan mit fadenscheinigen dünnen Röcken, am Kragen oft nur mit einer Nadel oder mit einer Schnur zusammengehalten, und nicht selten einer, der darunter kein Hemd anhatte. Diese Kinder sahen sie. Und ehe ihnen noch die ganze gräßliche Lage dieser Kinder bewußt war, wurden sie ihre Helfer. Wie die Heinzelmännchen zerstreuten sich die Schönbrunner Kinder über den Wald, und jeder und jede gesellte sich einem Holzklauberkinde

bei und half ihm bei seinem Werk. Das Holz trugen sie zusammen und dann schnürten sie kunstvoll die Rückenlasten von 15, 20 und noch mehr Kilogramm, und dann ging es zu Tal. Die Lasten trugen die Schönbrunner Kinder, die gut genährt und gut beschuht, die anderen gingen nebenher. Erst bei der gemeinsamen Arbeit hatten sie von den anderen erfahren, daß ihnen ihre Mutter nichts auf den Weg, auf den oft dreistündigen Weg in den Wald, hatte mitgeben können, als ein Stück Brot, das Frühstücksbrot, während der ungezuckerte schwarze Kaffee ihr Frühstück gebildet hatte. Das war damals, als der Agrar-Kapitalismus in Wien nur für die Kinder bis zu zwei Jahren und für die Kranken ein Viertel Liter Milch täglich übrig hatte, nur für die Kinder, deren Eltern sich nicht eine eigene Kuh in den Stall stellen konnten, was damals viele Reichen taten. Ja, das war eine herrliche Wanderung zu Tal, als die Schönbrunner Kinder ihren schwächeren Schicksalsgenossen so in gegenseitiger Hilfsbereitschaft beistehen konnten!

Diese Wanderung hat übrigens auch geholfen, die Kinder zur Klarheit der Begriffe zu bringen; ihnen zu zeigen, wie diese vom Kapitalismus erschütterte Welt aussieht. In Schönbrunn wurde das bittere Leben der Arbeiterklasse den Kindern nicht verhüllt, wie in der Volks- und Bürgerschule, die auch in der Republik in vielen Erscheinungen noch ein Instrument der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist, das wichtigste Beeinflussungs- und Beherrschungsinstrument trotz Schulreform und neuen Lehrbüchern, aus deren ersten nur zur Not die Ammenmärchen des Stiefelwichspatriotismus ausgemerzt werden konnten. Der in den Gehirnen und Seelen leider noch so vieler alter und junger Lehrer verankerte Geist der alten Schule ist noch immer nicht tot, dieser Geist, der Sklaven, Untertanen, ihrer sozialen Lage unbewußte Menschen ins Leben schickte, die sich dann leicht zu willigen Arbeitstieren des Kapitalismus weiter ausbilden ließen. Der Geist der Demut, der Unter-

würfigkeit, der Fügsamkeit in das „Schicksal der Armut", der Kanzelgeist, er konnte auch weiter in die Seelen der Jugend versenkt werden, und er wurde versenkt, ohne daß sich die Massen des organisierten Proletariats dagegen zur Wehr gesetzt hätten. Sie führten den Kampf gegen die politischen Gewalten, gegen die mächtigen Gebieter, die unter den Schornsteinen wohnen, gegen die Wucherseelen, die sich an dem geringen Lohn der Arbeiter noch bereichern, aber sie überließen den Nachwuchs, der morgen den Kampf zu führen hatte, zur Bildung ruhig den Beauftragten des Kapitalismus, der vom Klassenstaat erdachten, eingerichteten und überwachten Schule und der Kirche. Hier setzt nun die wichtigste Arbeit der „Schul- und Kinderfreunde" ein, zugleich auch die schwerste, die den meisten erzieherischen Takt erfordert, die Kinder der Arbeiter zur Klarheit zu führen. Wer hat das Recht, auf einem Stuhle zu sitzen? Kann man die Kinder fragen und sie werden antworten: Wem er gehört. Fragt man so einen Knirps aber, wer das Recht auf den Flugdrachen hat, den er eben in die Luft steigen läßt, so wird er sagen: „Ich." — „Warum Du?" — „Ich habe mir den Drachen doch selbst gemacht." — Da hat also auch der Recht auf den Stuhl, der ihn selbst gemacht hat? Die Kinder stimmen zu. Wer aber hat ihn gemacht? Nur der Tischler? Die Kinder denken nach und bekommen nun heraus, daß auch der Forstmann und der Holzarbeiter dieses Recht haben, aber auch alle, die für den Stuhl die Nägel und die zur Behütung des Waldes und zur Fällung des Holzes nötigen Werkzeuge hervorgebracht haben, schließlich auch der Schlittenmacher und der Wagner, die das Fuhrwerk gebaut haben, der Bauer, der die Pferde gezüchtet, der Techniker, der den Lastkraftwagen oder die Waldseilbahn ersonnen hat. Dann alle die anderen, ohne die wir Eisen und Stahl für die Werkzeuge nicht hätten, die Kohlengräber tief unten im Schacht, die Knappen im Erzberg, die Hüttenarbeiter, und endlich alle, die durch ihre Arbeit dafür sorgen, daß sich alle diese Mitarbeiter an dem Stuhl auch nähren und kleiden können, und daß

sie ein Dach über ihrem Haupte haben, vom Baumwollkuli bis zu dem dunkelfarbigen Sklaven auf der Kaffeeplantage, sie alle haben das Recht, auf dem Stuhle zu sitzen, die Schiffsbauer und die Eisenbahnführer, die Bauarbeiter aller Art, die Schriftsetzer und Buchbinder, ohne die es keine Lehr- und Lesebücher gäbe, ebenso wie die Gelehrten, die die Bücher schreiben. Am Kleinsten, das unsere Kultur hervorbringt, haben alle Arbeitenden Anteil und darum haben auch alle das Recht, auf solchem Stuhl zu sitzen oder irgendein anderes Erzeugnis mitzugenießen. Nur einer hat dieses Recht verwirkt: der sich außerhalb der menschlichen Arbeitsgemeinschaft stellt, der nichts arbeitet. Welche tiefe Erkenntnis können Proletarierkinder nur aus solchem Frage- und Antwortspiel schöpfen? Und solches Spiel ist unerschöpflich. Wo immer wir auf Ergebnisse menschlichen Fleißes stoßen, können wir die Frage stellen, wer hat das Recht zu genießen, und immer werden wir den Kindern leicht die Erkenntnis beibringen, daß wir im Kleinsten wie im Größten ein gemeinsames Werk aller Arbeitenden zu erblicken haben, daß der einzelne nichts ist ohne die Gesamtheit, daß wir nur sind und sein können, weil wir in eine Gemeinschaft eingeordnet sind, ja noch mehr, daß das jeweils lebende Geschlecht nur leben kann im Anschluß an die Erfahrungssumme der vorangegangenen Geschlechter und keine andere Pflicht hat, als die, diese Gesamterfahrung zu bereichern zum Nutzen des kommenden Geschlechtes. Solche Erkenntnis wird auch die Menschen schließlich dazu bringen, daß sie sich in die Gemeinschaft nicht nur einordnen werden, sondern daß es auch ihrer Sittlichkeit entsprechen wird, das Höchste aus sich herauszuholen, um es der Gemeinschaft geben zu können. Solche Erkenntnis ist geeignet, die Ichsucht zu besiegen, sie setzt an ihre Stelle den Kollektivgeist, den Gemeinschaftsgeist. Der Kapitalismus hat uns mit dem Liberalismus die Pflege des Individiums gebracht, des Menschen als eines „unteilbaren" Ganzen, d. h. soweit er Besitz hatte, sollte er ebenso Anrecht auf das Ausleben „seines" Ichs haben, wie der

Masse auch nur das Recht auf ein halbwegs menschenwürdiges Dasein versagt wurde. Der Sozialismus gibt der Masse das Recht auf Leben, das Recht auf das Ausleben ihres „Ichs", des kollektivistischen, des „Wir" in der Gemeinschaft. In der Masse liegt die Macht. Das „Wir" wird das „Ich" überwinden, die Masse die aus dem Besitz des einzelnen strömende Macht. Die Macht der Masse wird aber erst dann bewußt gesteigert werden, wenn ihr Tag um Tag neue Atome zugeführt werden, die sich bewußt in die Gesamtheit einordnen und entschlossen sind, die ganze Kraft des Atoms dem Ganzen zuzuführen. Das ist nun die Aufgabe, die sich die „Schul- und Kinderfreunde" gestellt haben. Indem sie die Elternkraft sammeln, um sie als Schutzwall gegen die tausend Gefahren zu brauchen, die das Kind bedrohen, führen sie die Kinder mit vollem Bewußtsein aus der engen Welt des Familienegoismus, mit dessen Fluch der Kapitalismus das Proletariat belastet und der Haus- und Schulerziehung der Gewalt, und zur Unterwerfung unter die Gewalt, der Erziehung zur Untertänigkeit, hinaus in die große freie Welt der Gemeinschaft.

Auch hier gibt Elternkraft das Wertvollste. In ihr schlummert ungeheuer viel. Der pädagogischen Kunst geht es wie allen Künsten — jeder hat etwas auch von ihr, so wie jeder zeichnen, malen und musizieren kann, sei es auch nur, daß er falsch pfeifen kann. Dieses Etwas an pädagogischer Kunst suchen die „Schul- und Kinderfreunde" nun aus den Eltern herauszuholen. Wer am meisten davon besitzt, dem kann auch die größte Verantwortung übertragen werden, dem andern weniger. Aber wir haben dadurch nicht nur viele einzelne Erziehungshelfer gewonnen, sondern in ihrer Gesamtheit auch einen Körper von Erziehern, von dem viel mehr Erziehungskunst ausstrahlen kann, als von dem begabtesten einzelnen. Die „Schul- und Kinderfreunde" forschen den Leidenschaften der Eltern nach, ihren besonderen Fähigkeiten und Liebhabereien, und gewinnen dadurch hundertfach Führer für die Jugend auf ihrem Forschungsgang durch

das Leben. Unter den Arbeitern gibt es vor allem Naturwissenschaftler aller Zweige: Schmetterlings- und Käferjäger, Vogelfänger und Beobachter, Züchter von Kaltblütlern, Fischer, Gärtner, Botaniker, Kenner der Alpenpflanzen, Schwämmekundige, Geologen, Mineralogen, Sterngucker; es gibt unter ihnen Freunde aller körperlichen Uebungen: Schwimmer, Rodler, Ski- und Eisläufer, Bergwanderer, Turner, Ballspieler; alle Künste zählen unter den Arbeitern begabte Jünger: die Malerei und Bildhauerei, die Gesangs- wie die Sprechkunst und die Musik. Dazu die tausendfachen Fähigkeiten, die ihnen in Haus und Werkstatt das tägliche Leben gibt — wenn alles das bewußt der Jugend zugeführt wird, so kommt so eine große Summe praktischer Erziehungsmöglichkeit heraus, daß jedes Kind auf seine Rechnung kommen kann. In der Tat, in einem gut geleiteten Hort der „Schul- und Kinderfreunde" werden die Wünsche der Kinder in allem und jedem befriedigt und tausend Vorteile ergeben sich für sie. Sie können im freien und geschlossenen Raum auf entsprechende Körperübung rechnen, sie haben überdies aber die Möglichkeit, ihre Schulaufgaben zu machen, singen zu lernen, irgendein Instrument zu erlernen, Holzbildhauerei zu treiben, aus Ton und Gips Formarbeiten zu machen, die Technik der Treibarbeiten, des Ziselierens zu erlernen, Bücher einzubinden, zu malen, zu zeichnen, Flecht- und Papparbeit zu machen, Laubsäge- und andere Holzarbeiten, insbesondere die Spielzeugmacherei praktisch zu üben, sie lernen Raupen, Schlangen, Eidechsen, Molche, Salamander, Fische züchten, sie sammeln aber auch alles dieses Getier und dazu noch Käfer und Holzarten, Pflanzen und Marken, auf einem Sandtisch lernen sie Kartenlesen, indem sie die Karten nachzubilden haben, sie legen eine Heimatsammlung an, von allem was ihnen die Heimat an Wissenswertem bietet — vom Hamsterbis zum Kriegsnotgeld —, sie haben eine kleine Musikkapelle und ein eigenes Puppentheater. Was immer ein Kinderherz begehren mag, hier ist es ihm gegeben, aus der Kraft der Gesamtheit, aus der Kraft der Mütter und

Väter, die sich zu solchem Tun zusammengeschlossen haben. Eine unendliche Fülle von Anregungen empfängt hier das Kind, und es wächst aus der Enge des eigenen Heims, das oft nichts ist, als ein dumpfes, finsteres Gelaß, heraus. Die Sehnsucht nach dem Licht packt die Kinderseele, und was daheim verkümmert wäre, hier kommt es zur Entfaltung. Die besten Triebe werden in dem Kinde lebendig. Es wächst neuem, höherem Menschentum entgegen. Laßt uns nur zwanzig Jahre so bewußt an dem proletarischen Kinde handeln, nur zwanzig Jahre, und ihr sollt sehen, was da für Geschlechterfolgen heraufstiegen, mit welchen Riesenschritten der Befreiungskampf des Proletariats dann vorwärts ginge. Aber auch dieses Hortideal ist noch lange nicht erfüllt.

Eine Einzelheit nur noch, wichtig genug, besprochen zu werden. Die „Schul- und Kinderfreunde" erziehen, wie schon in dem Kapitel: Kind und Familie erwähnt wurde, die Kinder streng alkoholabstinent. Sie wissen, daß in der Erziehung alles Beispiel ist und trinken darum vor allem selber nicht vor den Kindern. Die Ausflüge der „Schul- und Kinderfreunde" sind kein „Umweg ins Wirtshaus", wie der Wiener Witz den Familienausflug des Spießers nennt. Auf Ausflügen und Wanderungen darf kein Alkohol genossen werden, auch nicht von den erwachsenen Begleitpersonen. Mit dieser praktischen Uebung und dem Beispiel begnügen sich aber die „Schul- und Kinderfreunde" nicht. Sie erzählen den Kindern auch etwas über den Alkohol. Die Kinder erfahren, daß der Alkohol ein schweres Gift ist, der so lange den Menschen umschmeichelt, bis er ihn frühzeitig ins Grab zieht, sein Dasein untergräbt, ihn ins Kriminal oder ins Irrenhaus bringt. Die Kinder werden gelegentlich durch Anschauung gewahr, daß der Alkohol ein Gift ist, das den Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt niederzieht, das ihn torkeln macht und schließlich in die Gosse wirft. Die „Schul- und Kinderfreunde" erfüllen die Kinder mit Abscheu vor den Rauschgetränken und zeigen ihnen, daß es höhere Räusche, als den Alkoholrausch gibt,

den Rausch des guten Buchs, der Musik, der Vergwanderung, der Versenkung in irgendeinen Zweig des Wissens, der bildenden oder darstellenden Kunst, der Dichtung und so viele andere edle Räusche, ohne die der Mensch nicht leben kann.

Das alles, wird nun der aufmerksame Leser sagen, ist recht schön, aber woher sollen die Riesensummen kommen, um alle die hunderttausende Proletarierkinder, ja die vielen Millionen dieser Kinder so zu erfassen und ihnen solche Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten? Die Antwort darauf ist einfacher, als man glaubt. Die Arbeiterklasse muß sich die Mittel für die Erlösung ihres Kindes dort holen, wo es sich die Mittel holte und holt für ihren eigenen Aufstieg. Ja, steigt denn die Arbeiterklasse auf? Gewaltig! Ueberschauen wir die vier Jahrzehnte von 1870 bis 1910, zwischen denen normale Vergleiche möglich sind, und wir werden einen Aufstieg schauen, der uns das Herz höher schlagen lassen wird, allem wahnsinnigen Elend zum Trotz, das noch immer die Arbeiterklasse zu tragen hat. Aber der Befreiungskampf seit 1870 war kein vergeblicher. Welchen Anteil an den Kulturgütern hatte damals der Arbeiter? Welchen Anteil hat er heute? Damals fast einzig und allein am Samstag der Branntweinrausch mit allen seinen schrecklichen Folgen, mit dem Vertun des geringen Lohnes, mit der Vernichtung der Familie, mit der Schädigung der ganzen Klasse, der heute noch bei den Gedankenlosen der Ruf geblieben ist, daß sie den Lohn durch die Gurgel jage. Seinen Schnaps, seine Spielkarten, sein rohes gesellschaftliches Vergnügen im übelriechenden Vorstadtkaffee, höchstens noch seinen Fünfkreuzer-Roman, am Sonntag sein Klatschblatt oder eine Vorstellung beim „Künstler", bei der wandernden Akrobatengruppe, die bald da bald dort ihre Zelte aufschlug, das war aber auch schon das Um und Auf aller „geistigen" und Kulturgenüsse, die dem Arbeiter offen standen. Was ist heute damit? Heute hat sich der Arbeiter vom Fusel zum Bier und Wein „aufgeschwungen", viele — die Besten — mit vollem Bewußtsein zum

Wasser; nicht mehr allein die stinkende Pfeife ist sein Erbteil, auch der Arbeiter hat das Recht auf seine Zigarette oder Zigarre; der „Fünfkreuzerroman" ist durch die große Bücherei der Arbeiterorganisationen und durch die Volksbüchereien verdrängt worden, vielfach auch schon durch die eigene Bücherei. Das sonntägige Klatschblatt ist durch das tägliche Arbeiterblatt ersetzt, die Vorstellung beim Künstler durch das Kino, das allerdings noch sehr der Veredelung bedarf, und durch die von den „Kunststellen" veranstalteten Theateraufführungen für die Arbeiterklasse und die Arbeitersymphoniekonzerte. Dazu aber kommt, daß sich in diesem halben Jahrhundert der Arbeiter auch viele Möglichkeiten der körperlichen Ertüchtigung erstritten hat. Er turnt, schwimmt, rodelt, wandert, er ist Alpinist, Skifahrer geworden und vor allem hat er sich die Natur erobert, nicht nur, indem er sie durchstreift, sondern indem ihn mit dem Walten in der Natur immer mehr geistige Interessen verbinden. Welch' weiter Weg vom „Branntweinflaschl" bis zum Wiener Burgtheater, von dem Kampf um den Branntweinkrug bis zum Kampf um den Großglockner! Aber die Arbeiterklasse ist ihn gegangen. Mit jedem Lohnkampf hat sie sich ein Stück Kultur mehr erobert, abgerungen dem Kapitalismus, der ursprünglich nur ein Rezept für die Arbeiter hatte, das alle Lesebücher verbreiteten, das von allen Kanzeln verkündet wurde: Bete und arbeite! Mit jeder Lohnforderung wurde nicht nur die jeweils aufgelaufene Teuerung dem Kapitalismus in Rechnung gestellt, sondern auch die Kosten für die Kulturbedürfnisse, die sich die Arbeiterklasse nach und nach zulegte. Der Kapitalismus hat sich gewehrt. Er hat jede Forderung nach Verkürzung der Arbeitszeit und nach Erhöhung des Lohnes damit beantwortet, daß er gesagt hat, er sei dann nicht mehr konkurrenzfähig, womit er eigentlich gesagt hat, nicht ich will es zahlen, was Du forderst, sondern ich werde es auf die Allgemeinheit überwälzen, ich werde den höheren Lohn in den Warenpreis einkalkulieren! Dennoch hat die Macht der Organisation den Kapitalis-

mus immer wieder gezwungen, die Arbeitsbedingungen zu verbessern. Sie konnte nicht verhindern, daß der Kapitalismus seine Taschen zuhielt und die erhöhten Produktionskosten auf die Allgemeinheit überwälzte, aber sie kam und kommt auch diesem Augenblick immer näher, je mehr Mittel die Arbeiterklasse zu ihrem Aufstieg gewinnt. Zu den Kulturbedürfnissen, die sich die Arbeiterklasse bisher zurechtgelegt hat, muß sie sich, wie schon in der Einleitung zu diesem Kapitel gesagt ist, ein neues zurechtlegen: Das Bedürfnis, den proletarischen Kindern dieselben Entwicklungsbedingungen zu sichern, wie sie die Kinder der Besitzenden haben. Auch die Kosten für dieses Bedürfnis müssen durch die Macht der Arbeiterklasse aufgebracht werden und auch hierin war der „Arbeiterverein Kinderfreunde" Bahnbrecher. Er hat die Form gefunden, in der die Arbeiterklasse die Mittel herbeischaffen kann, die zur tüchtigen Aufzucht des proletarischen Kindes nötig sind: Der „Arbeiterverein Kinderfreunde" hat an die Arbeiterklasse die Forderung gestellt und er wirbt für sie mit steigendem Erfolg, daß sie den „Kinderheller" leiste.

Was ist der Kinderheller? Der Arbeiterverein Kinderfreunde fordert von der Arbeiterklasse, daß sie von jeder Lohnkrone vorweg einen Heller zugunsten des proletarischen Kindes steuere und diese Steuer heißt der Kinderheller. Er ist geschichtlich geworden aus dem Wohlfahrtsheller, der zu Beginn des Krieges in der Enzesfelder Patronenfabrik eingeführt wurde. Der Hauptvertrauensmann Sticka dieses Betriebes wollte mit der unwürdigen Form des Bettelns brechen, das in den Fabriken üblich war, wenn einem ein Unglück zustieß. Der Ausbruch des Krieges brachte den Gedanken nahe, daß nun die daheim gebliebenen oft für verwundete und kranke Kameraden, für die Familie der Gefallenen, für die verarmten Heimkehrer werden sammeln müssen. Um diesem Sammeln auszuweichen, schlug Sticka vor, daß jeder Arbeiter in eine Wohlfahrts-

kasse einen Heller von der Lohnkrone steuere, und daß dieser Heller vom Lohn abzuziehen sei, so etwa wie das Krankengeld oder die Unfallsprämie. Die Arbeiter stimmten zu und daraus ist eine große Sache geworden. Nach Jahr und Tag kamen die Enzesfelder zu den Kinderfreunden mit der frohen Kunde, daß sie nach Erfüllung aller ihrer Hilfsaufgaben noch ein Kapital von 80 000 Kronen übrig hätten, das sie für ein Werk der Kindergesundheit aufwenden möchten. Da war nun bald Rat geschaffen. Das Triftingtal, in dem die Fabrik lag, bildete eine Ortsgruppe der „Kinderfreunde", und dieses ging nun aus, ein Bauerngut zu erwerben, das der Kindergesundheit dienen sollte. Wenige Monate später war ein solches Gut gekauft und man ging daran, es entsprechend auszubauen. Die erste „Kinderfarm" des Vereins war geschaffen. Aber nicht das war das Große daran. Das war vielmehr, daß das Beispiel der Enzesfelder nicht ohne Nachahmung bleiben konnte. Was die Arbeiter einer Fabrik konnten, das mußte auch in anderen Fabriken möglich sein, letzten Endes überall. Die Enzesfelder blieben bei ihrem Wohlfahrtsheller — die Kinderfreunde aber warben von nun an für den „Kinderheller", und zwar in der Form, daß der jeweils in einem Orte gezahlte Kinderheller an die Landeskasse des Vereins abgeliefert werden sollte, damit über die örtlichen Einrichtungen hinaus Gemeinsames geschaffen werden könne, das allen Kindern des Landes zugute kommen sollte. Zunächst freilich sollte die Landeskasse die ihr zufließenden Beträge zur Schaffung der örtlichen Einrichtungen — Spielwiese, Hort, Heim, Erholungsstätte — verwenden, dann aber sollten mit diesen Geldern die großen, der körperlichen und geistigen Gesundung und Erziehung der Proletarierkinder dienenden Einrichtungen geschaffen werden: die Vorbeugungsstätten gegen die Tuberkulose ebenso, wie die gegen das Ueberhandnehmen der klerikalen Seuche. Erziehungsheime für kleine Kinder, wie für die sogenannten Schwererziehbaren, d. h. für jene Kinder (mit wenigen Ausnahmen, die krank sind), in deren Leben bis dahin

noch nicht die Sonne echter Liebe geschienen, Herbergen für das Jugendwandern, sozialistische Studentenheime und Lehrerbildungsanstalten, Landerziehungsheime, alles das muß geschaffen werden, soll das große Werk der „Schul- und Kinderfreunde" glücklich zu Ende geführt werden, zunächst in jedem Lande mit Hilfe des jeder Landeskasse zentral abzuführenden „Kinderhellers". Sind wir einmal so weit, dann werden die Wechselbeziehungen, die heute schon zwischen den einzelnen Ländern Deutschösterreichs bestehen, rasch ausgebaut sein und sie werden sich — auch dazu sind seit 1919 schon Ansätze gegeben — bald international gestalten. 1922 war in Klesheim auch schon die erste, 1923 in Hamburg die zweite internationale Aussprache.

Hier ergeben sich nun schier unbegrenzte Möglichkeiten, die uns den Ausblick in eine neue Welt gönnen. Baut das Proletariat überall aus der eigenen Kraft solche Gesundungsstätten für Körper und Geist des proletarischen Kindes, wer wollte es hindern, daß es dann seinen Kindern dieselben Gesundungsmöglichkeiten überall eröffnet, wie sie die Kinder der besitzenden Klassen heute schon haben. Warum soll es nur einem aus begüterter Familie stammenden Kinde gegönnt sein, in Lesain oder St. Moritz, in San Remo oder am Semmering, im Harz oder in der Tatra, in Millstadt oder am Lido, in Karlsbad oder Wiesbaden, in Hall oder Trencsin-Teplitz, in Kaltenleutgeben oder in Reichenhall, in Grado oder an einem Alpensee seine Gesundheit zu stärken oder wieder zu erobern? Wo steht es geschrieben, daß alle diese Orte nur der Bourgeoisie, nur der besitzenden Klasse als Domäne zugewiesen sein sollen? An allen diesen Orten und sonst überall, wo besondere Gesundungsmöglichkeiten gegeben sind, könnte mit Hilfe der „Schul- und Kinderfreundeorganisation" — würde sie zur internationalen Einrichtung — und mit Hilfe des Kinderhellers, würde ihn die Arbeiterklasse überall steuern, internationale Kinderheime des Proletariats entstehen, sowie heute schon alle dort bestehenden Sanatorien internatio-

nale Kinderheime der Bourgeoisie sind. Gleiches Recht dem Kinde!

Aber diese Heime müßten zugleich getragen sein von dem Geiste sozialistischer Erziehung! Dadurch würde aber noch ein zweites höheres, wichtigeres erreicht: Eine internationale Annäherung des Proletariats, wie sie durch die schönsten Kongreßbeschlüsse nicht erreicht werden kann. Beschlüsse sind Worte, das aber wäre eine Tat. Kinder, die in solchen Heimen, wenn auch nur vorübergehend, wären, sie wüchsen förmlich von selbst in den internationalen Geist hinein, und bis an ihr Lebensende wären sie von der Sehnsucht erfüllt, wieder einmal das Paradies zu schauen, das ihr Kinderfuß betreten hat. Die Kinder kämen auch der Sprache des anderen Landes näher und würde dann in den Heimen und Horten daheim nachgeholfen werden, bald wäre auch das Unrecht besiegt, daß nur die Kinder der Bourgeoisie das Recht haben, eine zweite Sprache in ihrer Kindheit förmlich spielend zu erlernen. Die Gouvernante muß nicht naturnotwendig eine Einrichtung nur für die Reichen sein. Der „Kinderheller" brächte auch in den Hort des Proletarierkindes die sprachkundigen Menschen, die den Kindern beim Spiel und auf Ausflügen, mit ihnen lesend, lernend oder plaudernd fremde Sprachen beibringen könnten.

Wie aber würde erst solches Tun gefördert werden, wenn wir nicht nur die kranken, wenn wir auch die gesunden Kinder tauschten, wenn wir sie von Familie zu Familie und später einmal von sozialistischem Kinderheim zu sozialistischem Kinderheim tauschten? Bewußt auf ein Jahr in die Fremde, sowie heute schon in der Schweiz zwischen den drei Hauptstämmen der Schweiz die Kinder getauscht werden, wie man in früheren, politisch ruhigeren Zeiten deutsche und tschechische Kinder tauschte, ungarische und deutsche, slowenische und italienische? Was würde da für ein internationales Geschlecht heranwachsen? Wie würden sich die Völker da bald verstehen, welchen Triumph feierte da der Gedanke des Weltfriedens? Erst wenn einige Geschlechter im euro-

päischen Kinderaustausch groß geworden sein werden, erst wenn es eine Massenerscheinung sein wird, daß sich die Mütter gegenseitig ihre Kinder anvertrauen — alle natürlich unter dem Schutze einer internationalen Kinderfreundeorganisation, erst dann können wir hoffen, daß das Proletariat stark genug sein wird, den Gelüsten nach einem Bruch des Weltfriedens zu widerstehen. Ueberall, wo es Industrie gibt, müßten auch solche sozialistischen Kinderheime entstehen, wie ein erstes in Wien-Schönbrunn errichtet wurde, dann könnte das Proletariat ruhig der Zukunft ins Auge sehen.

Der Kinderheller aber gebe dazu die Macht. Nehmen wir nur das österreichische Beispiel. Deutschösterreich hatte Anfang 1923 insgesamt eine Million Verkäufer ihrer Arbeitskraft, der körperlichen wie der geistigen, eine Million Menschen, die auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen sind, auf die also die Voraussetzungen zutreffen. Nehmen wir ein mittleres Wocheneinkommen von nur 200 000 Kronen (der im Sommer 1922 so riesig entwerteten österreichischen Krone) an, so käme auf jeden ein Kinderheller von wöchentlich 2000 Kronen, oder für das ganze österreichische Gebiet von 2 Milliarden Kronen wöchentlich oder 100 Milliarden jährlich. Gewiß, bei der ungeheuren Entwertung des Geldes ließe sich damit nicht viel machen, aber immerhin fünfzig ansehnliche Heime für Kranke und Verwahrloste, oder Schulen, Erziehungsanstalten ließen sich damit errichten und es blieben noch wesentliche Beträge für die Erhaltungskosten übrig. Also nur Zuschüsse wären nötig. Wenn der Kinderfreundegedanke nicht verlassen würde, daß alles, was fürs Kind geschieht, vor allem auf die Kraft der Eltern gestellt sein muß, so hätten dann auch die Eltern in diesen Heimen die Unterhaltungskosten für ihre Kinder im wesentlichen zu bestreiten, wie es auch schon heute geschieht. Nicht die Eltern sollen gewinnen, nur die Kinder. Zweitausend Kronen als Kinderheller schaut viel aus, aber gemessen an anderen Ausgaben des Arbeiters sind sie wenig. Wenn wir z. B. rechnen, daß der Arbeiter

— jeder gewerkschaftlich organisierte und jede Arbeiterin ohne Unterschied — in der Woche drei halbe Liter Bier trinkt, so wird diese Rechnung nicht zu hoch gegriffen sein. Das waren im Juni 1923 zehntausend Kronen. Zweitausend Kronen Kinderheller, zehntausend Kronen Gurgelheller. Fünfmal soviel für den mehr als zweifelhaften „Genuß" des Alkoholtrinkens, wie für die reine Freude, den Kindern dienen zu können, fünfmal soviel für die Schädigung der eigenen Gesundheit als für die Stärkung und Errettung der körperlichen und geistigen Gesundheit unserer heranwachsenden Jugend. Wenn wir rechnen, so kommen wir auf seltsame Erscheinungen, über die wir uns ehrlich Rechenschaft geben müssen, wenn wir mit dem Heute unzufrieden sind und ihm ein besseres Morgen anreihen wollen. Nun werden manche Arbeiter kommen und sagen: „Das letzte, was man noch vom Leben hat, will der einem auch noch wegnehmen." Aber das will „Der" gar nicht. Er bedauert jeden Arbeiter, dem der Alkohol das letzte, d. h. das einzige an Freude ist, er wünschte, daß sich jeder Arbeiter längst schon höhere Freuden erobert hätte, aber niemandem soll dieses „letzte" genommen werden. Erwachsene Menschen müssen selbst beurteilen können, ob sie sich vergiften dürfen oder nicht. Aber was man von jedem denkenden Arbeiter fordern kann, daß er wenigstens das Fünftel von dem für den Aufstieg, für die Zukunft der Arbeiterklasse an Mitteln bereitstelle, was er für seine eigene und dadurch für die Schädigung der Arbeiterklasse durch Alkoholgenuß ausgibt: Fünf Heller von der Lohnkrone für den Alkohol — die Menschen sind erwachsen, sie müssen wissen, was sie tun, aber die sittliche Forderung ist berechtigt: dann wenigstens einen Heller von der Lohnkrone für die Errettung und Höherleitung des Proletarierkindes. Handelte er so, in zehn Jahren könnte das Proletariat Deutschösterreichs für das Wesentlichste vorgesorgt haben. Er könnte einige hundert Stätten haben, wie heute eine die Schönbrunner ist, wie eine in Innsbruck 1920 mit dem Aufwand von

dreieinhalb Millionen Kronen errichtet wurde, die den Kindern neben einem großen Theatersaal mit Bühne, Versenkung, Schnürboden und Garderobeneinrichtung, vier schöne Unterrichts- und Spielräume, dann Werkstätten, ein Bad, eine Kleiderablage und auch noch einen 10 000 Quadratmeter großen Rasenspielplatz fast mitten in der Stadt bietet. Das Proletariat hätte dann Geld genug, um für seine Kinder alle Bildungsbehelfe zu kaufen, die nötig sind, und es wäre bei der Erziehungsarbeit nicht vorwiegend auf die freiwillige, d. h. kostenlose Mitarbeit angewiesen, sondern es könnte die Erzieher bestellen, und zwar so bestellen, daß sie frei von persönlicher Sorge nur ihrer großen, ihrer heiligen Aufgabe dienen könnte, die Kinder zu erziehen. Was wäre das für ein Leben!

Und jedes begabte Proletarierkind könnte auf Kosten der proletarischen Gesamtheit studieren! Das Proletariat könnte sich aus seinen Reihen alles das heranziehen, was das Zusammenleben der Menschen an geistigen Arbeitern nötig hat, alle Lehrer, Aerzte, Techniker, Journalisten, Verwalter, Politiker, Künstler, die rechtskundigen Leute. Wie viel an Widerständen würde nur dadurch allein überwunden werden. Wie ganz anders könnten und würden diese aus der Arbeiterklasse hervorgegangenen Intellektuellen dem Proletariat gegenüberstehen: der Lehrer, der Krankenkassenarzt, der Richter, der Rechtsanwalt, der Ingenieur in der Fabrik, der Künstler und Zeitungsschreiber! Das grobe Mißverstehen, dem wir heute noch tausendfach begegnen, es könnte ganz natürlich überwunden werden, dieses Mißverstehen, aus dem der Kapitalismus noch immer sein Profitchen zieht, dieses gegenseitige Ausspielen der arbeitenden Menschen im blauen Kittel, steifen Stehkragen oder in Uniform. Und wo steht es geschrieben, daß nur das proletarische Kind davon ausgeschlossen sein soll auch zum geistigen Arbeiter heranzuwachsen, auch dann, wenn es noch so begabt ist, während der Sprößling des reichen Mannes alle Studienmöglichkeiten offen findet, wenn es ihn auch zu keiner zieht. Diesem Unrecht muß das Proletariat

einen Damm setzen und die „Schul- und Kinderfreunde" in Deutschösterreich zeigen, wie dieser Damm zu bauen ist. Der Kinderheller liefert die Baustoffe. Daß diese Erkenntnis immer tiefere Wurzeln schlägt, das zeigt auch die Tatsache, daß sich die Gewerkschaftskommission Deutschösterreichs, die eine Million Gewerkschafter in sich vereinigt, entschlossen hat, vom 1. Januar 1922 an unter dem Titel des „Gewerkschaftshellers" den Kinderfreunden eine Zubuße zu geben, die als Steuer für die Kinderfreunde mit jedem Gewerkschaftsbeitrag eingehoben wird. Die Steuer ist heute noch klein — sie beträgt für jeden Beitrag 136 Heller. Aber nicht die Höhe ist entscheidend, sondern die Tatsache selbst. Das Gewerkschaftskartell von Gera hat beschlossen, jeweilig den hundertsten Teil des Gewerkschaftsbeitrags als „Kinderpfennig" an die „Kinderfreunde" von Gera abzuführen. Der Kinderhellergedanke marschiert also. Solche Steuern sind bedeutsame Schritte nach vorwärts, möge es von ihnen bis zum vollen Kinderheller auch noch so weit sein. Auch der Kinderheller wird kommen, weil er kommen muß.

Zusammenfassend also nochmals: Wenn sich das Proletariat das Recht auf Erziehung seiner Kinder erkämpfen will, so muß es nur eines tun: Dieses Recht als Bedürfnis in seine anderen Bedürfnisse einordnen. Dann wird es dieses Bedürfnis ebenso befriedigen können, wie das nach der sozialistischen Zeitung, nach dem Theater, nach dem Arzt im Erkrankungsfalle, nach einer Rente im Falle einer Verunglückung. Das Proletariat hat nichts zu tun, als die Kosten für die Befriedigung dieses Bedürfnisses selbst zu bestimmen, zunächst mit einem Heller von der Lohnkrone und sie dann auf die nächste Lohnrechnung zu stellen als Tribut der Gesamtklasse für das proletarische Kind, als Steuer an den Staat im Staate, an den sozialen Staat im Klassenstaat. Keine höhere Pflicht hat dieser soziale Staat im Klassenstaat als

die, sich selbst die Zukunft zu sichern. Proletarier aller Länder, gebt dem sozialen Staate im Klassenstaate sozialistisch vorgeschulte Kämpfer, gebt ihm eine hochherzige Jugend voll klarem Wollen, voll Freiheitsdrang und voll gegenseitiger Hilfsbereitschaft und ihr habt dem sozialistischen Staat die Zukunft gesichert, und ihr habt das wichtigste getan, das Proletariat zu befreien und damit die Menschheit.

Erlöser Sozialismus, diene dem Kinde!

Moringer
Berlin SW 68